Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz

Ungedruckte
Briefe von und an den
Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik
einzelner Werke. Herausgegeben
und erläutert
von

Friedrich Hirth

München und Leipzig verlegt bei Georg Müller

No 4.—

Friedrich Hirth / Aus Friedrich Hebbels Korrespondenz

Zweite Auflage

LG
H443a

Aus

Friedrich Hebbels Korrespondenz

Ungedruckte Briefe von und an den Dichter nebst Beiträgen zur Textkritik einzelner Werke. Herausgegeben und erläutert von

Professor Friedrich Hirth

165787.
7.10.21.

1 · 9 · 1 · 3

Georg Müller Verlag in München und Leipzig

Copyright 1913 by Georg Müller in München

Herrn Oskar Ulex in Altona a. E.
als Zeichen aufrichtigster Dankbarkeit und Ergebenheit

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorbemerkung 9

I. Briefe

Von Hebbel

1. Vorrede zu den Gedichten von 1842 13
2. An Campe. Paris, 2. Juni 1844 32
3. „ „ Wien, 24. Juni 1846 43
4. „ „ Wien, 23. September 1846 54
5. An die Redaktion der „Augsburger Allg. Ztg." Wien, 22. September 1847 63
6. An Campe. Wien, 27. Oktober 1856 69
7. „ „ Wien, 25. April 1858 76
8. „ „ Gmunden, 8. Auguſt 1858 81
9. „ „ Wien, 29. November 1858 85
10. „ „ Gmunden, 8. Juli 1863 89
11. „ „ Paris, 23. Sept. 1844 95

An Hebbel

1. Von Auguſte Stich-Crelinger. Berlin, 6. Januar 1844 23
2. Von Campe. Hamburg, 7. Oktober 1846 58
3. „ „ „ 25. Auguſt 1853 65
4. „ „ „ 13. Juli 1863 92

Von Chriſtine an Campe. Wien, 22. Dezember 1863 93

II. Textkritiſches

A) Zu Gedichten 99
B) Zum Märchen „Der Rubin" 124

III. Anhänge

A) Geſpräche Friedrich Hebbels mit
1. Ludwig Auguſt Frankl 129
2. Hermann Joſef Landau 138
B) Otto Prechtler über Hebbel 142
C) „Judith" und „Herodes" in klerikaler Auffaſſung . 150
D) Ein unbekannter Aufſatz Hebbels? 159
E) Hebbel und die Wiener Polizei 164
F) Aus Hebbels Hamburger Zeit 168

Regiſter 177

Zitiert wird:

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Erste Abteilung. Berlin 1901 ff. B. Behrs Verlag. 12 Bände. HW

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Säkularausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. B. Behrs Verlag. Berlin 1911 ff. 16 Bände. SW

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Zweite Abteilung. Tagebücher. Berlin 1903 f. 4 Bände. TW

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Dritte Abteilung. Briefe. Berlin 1904 f. 8 Bände. BW

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe. Herausgegeben von Paul Bornstein. München und Leipzig bei Georg Müller. o. J. Bisher erschienen 2 Bände. HB

Neue Gedichte von Friedrich Hebbel. Leipzig, Verlag von J. J. Weber 1848. B

Gedichte von Friedrich Hebbel. Gesamtausgabe stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cottascher Verlag 1857. G

H handschriftlich.

Vorbemerkung

Die Separatausgabe von elf neu aufgefundenen Briefen Friedrich Hebbels und von fünf Briefen an und über ihn bedarf einiger Worte der Einführung. Sie unterscheidet sich nämlich in einer Hinsicht von der Art, in der solche Briefpublikationen sonst veranstaltet werden. Ich gebe nicht die Geschichte der Briefe abgesondert, sondern erläutere jeden einzelnen vor seinem Abdrucke. Dies deshalb, um dieses Buch in geschlossener Einheit auch einem Publikum zugänglich zu machen, das die gesamte Hebbelliteratur nicht beherrscht. Dieses Buch soll als ein Ganzes für sich bestehen können, wie auch das darin verarbeitete Material zum größten Teile in dem Besitze eines Mannes ist, dem ich durch die Zueignung den geringen Dank für seine nimmermüde Liberalität, mit der er mir die kostbaren Schätze seines Handschriftenarchivs so oft zugänglich macht, abstatte. Herr Oskar Uler in Altona a. E. hat durch die wiederholte Erlaubnis zur Einsichtnahme in seine Hebbelbriefe und -gedichte nicht nur mir, sondern der deutschen Literaturwissenschaft, der der Abdruck dieser Hebbelmanuskripte viele neue Einblicke gewähren wird, einen großen Dienst erwiesen. Diese Handschriften hat Herr Uler als Geschenk eines Freundes des alten Julius Campe vor Jahren empfangen und nun zum Erstabdrucke gütigst überlassen. Welchen Gewinn die Hebbelforschung aus dieser munifizenten Liebenswürdigkeit ziehen kann, wird die Lektüre der Briefe ausreichend lehren.

Bezüglich des Abdrucks der Briefe erwähne ich, daß er bis auf den Buchstaben getreu erfolgte; bei einigen Briefen, von denen die Originale nicht erhalten sind, war ich auf mir zur Verfügung gestellte — angeblich getreue — Abschriften angewiesen.

In meinen erläuternden Bemerkungen glaubte ich, mit Rücksicht

auf den oben angeführten Zweck des Buches, das die Kenntnis Hebbels und die Beschäftigung mit ihm selbst bei denen fördern soll, die etwa zum ersten Male den Weg zu ihm finden wollen, nicht sparsam sein zu dürfen. Den literarhistorischen Kennern Hebbels und seines Lebenswerkes mag gewiß fast alles bekannt sein; aber auch ihnen hoffe ich, durch Nachweise von Erstdrucken Hebbelscher Gedichte usw., durch die Erschließung neuer journalistischen Verbindungen, die er angeknüpft hatte, und durch Publikation von Nachrichten und Aufsätzen über ihn nicht ganz unwesentliche Hinweise geliefert zu haben. Wütschkes Hebbelbiographie, die schon Paul Kisch im 1. und 2. Hefte des 19. „Euphorion"jahrganges so wertvoll bereicherte, erfährt in diesem Buche mehrfache wichtige Ergänzungen.

Wien, Februar 1913.

I. Briefe von und an Hebbel

Eine Tagebuchnotiz Hebbels, in einem großen Bündel an demſelben Tage eingetragener kürzeren und längeren Bemerkungen: „Ausatmen der Seele im Brief“*). In faſzinierendſter Prägnanz das Leitmotiv jedes einzelnen ſeiner Briefe, aus denen ein wunderſam bewegtes Herz zu dem Leſer hinſtrömt und ihm die letzten Geheimniſſe des ſich und das Leben beobachtenden Schreibers ſchrankenlos enthüllt. „Schattenriſſe der Seele“ nennt Hebbel ſeine Briefe zwei Jahre ſpäter der treuen Freundin Charlotte Rouſſeau gegenüber**) und fügt hinzu: „. . . Dem Papier gegenüber werde ich ſelbſt in meinen beſten Stunden ſogleich ein Anderer und meine Gedanken nehmen die Farbe meiner Dinte an. Dies kommt daher, weil ich, ſtatt mich in die Welt zu verbreiten, immer in mein Inneres hinabſteige.“ Aus dieſem reichen Innern fließen alle Briefe Hebbels, auf die Goethes Worte völlig zutreffen, daß Briefe unter die wichtigſten Denkmäler gehören, die der einzelne Menſch hinterlaſſen könne; „da ſich alles, was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, von dem Herzen loslöſt und ſolche Blätter als dauernde Spuren eines Daſeins, eines Zuſtandes für die Nachwelt immer wichtiger ſind, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“

Hebbels Briefe gehören neben ſeinen Tagebüchern wirklich zu den wichtigſten Denkmälern, die wir von ihm beſitzen. Und es iſt fraglos, daß dieſe Hinterlaſſenſchaft wuchtiger und eindringlicher für ſeinen Nachruhm wirkte als — die dichteriſchen Werke. Gewiß iſt die poetiſche Produktion immer das Weſentlichſte und Erſte für die Beurteilung eines Dichters; aber gerade bei Hebbel hat es ſich gezeigt,

*) Hamburg, 28. Oktober 1839, TW, I. Band, Nr. 1763.

**) Brief vom 27. Juli 1841, BW, II. Band, Seite 109.

daß seine in Brief- und Tagebuchform abgelegten Selbstbekenntnisse ihm selbst dort den Boden ebneten, wo man sich gegenüber seiner für die Öffentlichkeit bestimmten Lebensarbeit zurückhaltend benahm oder ganz verschloß. Denn die Briefe und Tagebücher ließen mühelos erkennen, — was den Gedichten und Dramen bei dem Durchschnittsleser nicht so bequem gelingt — welcher reife, tiefe, starke Geist in Hebbel lebendig war, der, Nietzsche in vielem vorausahnend und diesen stärkstens befruchtend, in meisterlicher Diktion und wundervoller Konzinnität den ganzen Umfang des buntbewegten Lebens in den Kreis seiner Betrachtungen zog und in aphoristischer oder weitausholender Form glossierte.

Für Hebbel war — nach eigenem Bekenntnisse — der Brief Mittelstufe zwischen Monolog und Produktion. Er bedurfte der brieflichen „Entäußerung seiner selbst"; denn der Dichter befinde sich zu oft in jenem Dämmerzustande des Geistes, der so wenig ein völliges Beisichbehalten der aufsteigenden Gedanken und Bilder vertrage als ein rückhaltloses Preisgeben derselben an die Welt*). So schrieb sich denn Hebbel in Briefen seine tiefstinneren Ansichten von der Seele, oft nicht nur einmal, sondern wiederholt. Manche Gedanken begegnen in Briefen immer wieder; oft bis zu der einzelnen Phrase hinab wörtlich vor verschiedenen Adressaten vorgetragen, oft wieder inhaltlich übereinstimmend, jedoch formell durchaus umgestaltet. Man erkennt daraus, wie zähe Hebbel oft an einem Gedanken hing, der ihn unaufhörlich beschäftigte und nicht loslassen wollte. Liest man Hebbels Briefe chronologisch geordnet, so zeigt sich stets aufs neue, wie fest manche Ansichten in ihm lebten und webten, wie sie fortwährend nach neuer Gestaltung rangen, bis sie endlich in der dem Dichter am abgerundetsten erscheinenden Form ihre endgültige Prägung erhielten. Wahre Gedankenfiliationen kann man in Hebbels Briefen feststellen; eine Idee schlägt Wurzel, treibt Blüten und wird zur ausgereiften Frucht. Zaghaft setzt ein großer Gedanke ein, er wird voller und lebendiger, um endlich in gründlichst verarbeiteter Gestalt

*) HW, Band XI, Seite 93.

vor dem Dichter zu stehen. Und jeder dieser schöpferischen Denkprozesse erhält auch sofort seinen Niederschlag in Briefen. Dem Dichter kam es weniger darauf an, bloß Mitteilungen zu machen, als sich die Resultate seiner Gedankenarbeit von Hirn und Herzen zu schreiben. Wie ja Hebbel auch, wenn er sprach, nie an seinen Partner dachte, sondern sich nur „seine Gedanken klar sprechen wollte". Der Gesprächsteilnehmer sollte nur als Wand dienen oder, wie Ludwig August Frankl (in bisher ungedruckten, handschriftlich hinterlassenen) Erinnerungen erzählt, brauchte Hebbel, nach seiner eigenen Äußerung, immer jemanden, zu dem er sprechen konnte. „Es ist mir gleichgültig, ob es ein Mensch oder eine Gliederpuppe ist."*)

Als schöpferische Akte hat man Hebbels Briefe zu betrachten. Sie sind immer „Gerichtstage über das eigene Ich", immer tiefergreifende Rechenschaftsberichte über die Bewegungen und Bewegtheiten einer reichen Menschennatur, der nur wohl war, wenn sie im Selbstgespräch mündlich oder schriftlich die Extrakte ihres Gedankenlebens niederlegen durfte. Die Persönlichkeiten, an die Hebbels Briefe gerichtet sind, bedeuten im großen und ganzen nicht viel; und ihrer Eigenart entsprechen Hebbels Briefe doch nur in den seltensten Fällen. Wenn er mit dem nach Heines Wort „trübseligen" Campe oder mit dem recht durchschnittlich geratenen Emil Kuh, mit dem temperamentlosen Kühne oder dem ewig neidischen Gutzkow, der larmoyanten Schoppe oder der zimperlichen Stich-Crelinger brieflich verkehrte, waren sie ihm alle nichts anderes als die „Gliederpuppen", deren er bedurfte, mit denen ihn aber keinerlei geistige Äquivalenz verband. Kongenial waren Hebbel von seinen Korrespondenten doch nur die wenigsten; sie waren nur gut genug, ihn anzuhören, ohne ihn freilich immer zu verstehen.

Dieses Urteil trifft in vollstem Maße einen der wichtigsten Korrespondenten Hebbels, den Hamburger Verlagsbuchhändler Julius

*) Handschrift im Besitze des Herrn Dr. Bruno Frankl Ritter von Hochwart in Wien, dem ich für die Erlaubnis zur Benützung des Nachlasses seines Vaters zu wärmstem Danke verpflichtet bin.

Campe, an den die meisten Briefe des Dichters gerichtet sind, die im folgenden mitgeteilt werden. Schon in seiner ersten Hamburger Zeit wurde Hebbel mit ihm bekannt und ließ sich ihm*) aus Heidelberg „zu geneigtem Andenken" empfehlen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er Campe von der Studienreise aus schrieb, ihm vielleicht auch Verlagsangebote machte. Von diesen Briefen konnte sich keiner erhalten, weil Campes Laden durch den großen Hamburger Brand (1842) vollständig zerstört wurde, wobei — ein tief beklagenswerter Verlust — auch die gesamte Korrespondenz und sonstige Manuskripte aller von Campe verlegten Schriftsteller untergingen. So fehlt die Elise Lensing (Briefe vom 11. April und 11. Mai 1837; BW I, 190 und 200) angekündigte Übersendung der Reinschrift des „Schnock" an Campe, ebenso die Korrespondenz wegen des Romans, den dieser verlegen sollte (Briefe an Elise vom 11. April und 24. Mai 1837; BW I, 196 und 205), der Brief, den Elise abgeben sollte, bevor sie das „Schnock"-manuskript abholte (September 1837, BW I, 230) und viele andere (vgl. Briefe an Elise vom 14. August 1838, BW I, 293; 23. November 1842, BW II, 137; an Wienbarg vom 22. November 1842, BW II, 131; TW II, Nr. 2373 und 2382; II, Nr. 2394 die am 12. Juli, Ende Oktober und Ende Dezember an Campe abgesandten Briefe betreffend). Der erste erhalten gebliebene Brief Hebbels an Campe wurde am 20. August 1841 (BW II, 114) geschrieben, und seine Rettung vor dem Hamburger Brande war nur dadurch ermöglicht, daß der Verleger das Schreiben an Franz Dingelstedt gesandt hatte, dessen „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" darin eingehend charakterisiert werden.

In der Pariser Zeit Hebbels setzt der briefliche Verkehr mit Julius Campe lebhafter ein. Allzu günstige Gesinnungen darf man bei diesem für den jungen Dichter nicht voraussetzen, wofür verschiedene Umstände maßgebend waren. Zunächst die rein kaufmännischen Interessen, die den sehr wenig idealistischen Campe zeitlebens leiteten,

*) Brief an Laeisz vom 14. Juni 1836; BW, I. Band, Seite 66; HB, II. Band, Seite 301.

und denen er alle anderen rücksichtslos hintansetzte. Auch die Beziehungen zu Amalia Schoppe stimmten den Verleger nicht gerade günstig für Hebbel (vgl. das „Memorial" vom 25. Mai 1840, BW II, 56). Wer bei ihr aus und ein ging, hatte bei Campe eigentlich ausgespielt. Man kann ihm das, vom rein menschlichen, aber auch vom künstlerischen Standpunkte betrachtet, nicht verübeln. Die Schoppe, eine der unerquicklichsten, seichtesten, in unechtester, verlogenster Sentimentalität schwelgenden Erzählerinnen, war zweifellos kein Umgang für einen Dichter, der seinen Wert hochhielt; sie durfte man nicht ernst nehmen, sondern ihr Wesen und ihre claurenisierende „Kunst" nur derb verspotten*). Daß sie außerdem „bei jedem Anlasse" über Campe und den Kreis seiner Autoren ungünstig sprach, wie das in ihrer zänkischen Natur lag, die Hebbel „hätte töten können" (TW II, Nr. 2022), war nur geeignet, Campe gegen Hebbel zum mindesten mißtrauisch zu machen. Endlich aber kommt als ausschlaggebendster Umstand hinzu, daß der Hoffmann und Campesche Verlag vorwiegend anderen Produkten offen stand, als Hebbel vor dem Jahre 1848 in die Welt sandte. Seit der Julirevolution, die ein paar Wellen auch nach Deutschland geworfen hatte, befaßte sich der Hamburger Verlag fast ausschließlich mit der Herausgabe politisierender Literatur. Seine maßgebendsten Autoren, vornehmlich die Schriftsteller des „Jungen Deutschland", bewegten sich selbst in ihrer Belletristik auf politischen Gebieten, und Campe, dessen ehrlich liberale Gesinnung den rühmenswerten Grundzug seines sonst nicht allzu anziehenden, im geschäftlichen Verkehre Gewaltmaßregeln nicht gerade abgeneigten Charakters bildet, hatte sich auf diese politisch-belletristische Richtung förmlich eingeschworen, so daß er allen rein schöngeistigen Werken von vorneherein ablehnend gegenüberstand. Darin lag für Hebbel von Anfang an die große Schwierigkeit, seine Verbindung mit dem Verlage so enge zu gestalten, daß er der in so vielen seiner Briefe bange auftauchenden Sorge wegen der Drucklegung

*) Vgl. mein Buch „Johann Peter Lyser" (München 1911, Georg Müller), Seite 284.

seiner Werke überhoben gewesen wäre. Campe war keineswegs so uneinsichtig, die dichterische Größe und Kraft Hebbels zu verkennen; aber er war viel zu vorsichtiger Geschäftsmann, um sich an die Herausgabe von Gedichten, Novellen und Dramen zu wagen, die in unpolitischer Sphäre wurzelten. Man dürfte nicht behaupten, daß er lediglich von kaufmännischen Rücksichten bei Übernahme von Verlagsartikeln geleitet war. Er brachte gerne materielle Opfer, wenn Manuskripte seinen eigenen literarischen Neigungen entsprachen. So war er, obwohl die erste Gesamtausgabe der Werke Ludwig Börnes keinen besonders starken Absatz gefunden hatte, gerne bereit, dies den von ihm hoch verehrten Schriftsteller nicht fühlen zu lassen und ihm widerspruchslos jedes gewünschte Honorar zu bezahlen. Es gibt einen in dieser Hinsicht sehr lehrreichen, bisher ungedruckten Brief Campes an Börne, aus dem diese idealistischere Gesinnung des Verlegers — die man ihm nach Heines und Hebbels brieflichen Mitteilungen kaum zutrauen möchte — sehr deutlich spricht. U. a. schreibt Campe an Börne (Hamburg, am 28. Januar 1831), nachdem er ihm bereitwillig vor eingetretener Fälligkeit die Auszahlung des Honorars für den achten Band seiner Schriften zugesagt hat: „. . . Bedenken Sie, wieviel Geld ich in den Schriften stecken habe und wie gering der Absatz wirklich war . . . Meinen Schaden verlangen Sie nicht, das fühle ich und weiß ich; obgleich ich noch lange nicht $^1/_3$ meiner Auslagen dafür zurück habe, so murre ich nicht, wenn mich auch der Unmut zuweilen beschleichen will; ich würde schweigen und verlöre ich die Hälfte meines Kapitals . . ." Er bittet dann Börne durch rasche Fertigstellung des achten Bandes der „Schriften" die Absatzfähigkeit zu erhöhen und fährt fort: „Treiben möchte ich Sie ungern. Sagen Sie mir also offen, was Sie tun können, ohne dem Bande zu schaden, um ihn der Presse zu übergeben. Mit Freuden werde ich es bekennen, wenn ich auf diese Weise von einer Konjunktur Nutzen erlebte ebenso, wie ich Ihnen jetzt kein Hehl daraus mache, daß ich mich in meinen Erwartungen inbetreff des Resultates Ihrer Schriften total getäuscht sehe . . ."

Diese Urbanität der Geschäftsformen war Campe nicht immer eigen; nur wo er einen Autor anerkannte, war er entgegenkommend und sogar zu finanziellen Opfern bereit. Wie anders er in anderen Fällen sein konnte, werden freilich seine Briefe an Hebbel lehren.

Die Charakterisierung Julius Campes mußte vorausgeschickt werden, damit die Korrespondenz Hebbels mit dem Verleger nach allen Richtungen hin erklärlich erscheine. Das erste Werk von ihm, das bei Hoffmann und Campe erschien, war „Judith", nachdem sich die Verlagsübernahme eines Romans zerschlagen hatte. Der geschäftliche Mißerfolg des ersten ausgeführten Dramas Hebbels war offenkundig (wie dies aus dem später mitzuteilenden Briefe Campes vom 7. Oktober 1846 hervorgeht). Dennoch ließ sich Campe, der oft und oft von seinem Glauben an Hebbels Zukunft spricht, dadurch nicht abschrecken und nahm die erste Ausgabe der „Gedichte" (1842) in Verlag. Fast vier Jahre lang hatten sich die Unterhandlungen über diesen Gegenstand hingezogen. Schon am 23. Februar 1838 (BW I, 266) schrieb Hebbel an Elise Lensing, er hoffe, daß Campe die ihm am 13. Februar — nach Cottas Ablehnung — gesandten Gedichte annehmen werde. Allerdings konnte Hebbel das Bedenken nicht unterdrücken, daß Gutzkow, Campes literarischer Beirat in diesen Jahren*), die Gedichte abfällig beurteilen könnte. In dieser Annahme täuschte sich Hebbel freilich; an Elise durfte er aus München am 27. April 1838 schreiben (BW I, 282), daß sich Gutzkow günstig geäußert habe. Campe konnte sich freilich vorläufig zur Herausgabe der Gedichte nicht entschließen; das „gespreizte Zeitalter, die falschen

*) Hebbel war nicht der einzige, der vor Gutzkows Mißgunst Angst hatte. Noch mehr Heine, der in jedem seiner an Campe gerichteten Briefe die schärfsten Urteile über Gutzkow aussprach. Die betreffenden Stellen sind von Adolf Strodtmann in der ersten Gesamtausgabe der Briefe konsequent ausgemerzt worden. Gustav Karpeles (in der Ausgabe der Briefe, Berlin, Grote) folgte durchwegs den Strodtmannschen Drucken. Ich veröffentliche demnächst Heines Briefe vollständig (München, bei Georg Müller).

Theorien, die indifferente Kritik und das gänzlich schlummernde Publikum" sollten angeblich an seiner Weigerung schuld sein, die aber im Grunde genommen nur durch die Furcht vor einem buchhändlerischen Mißerfolge dieser Gedichte diktiert war. Gegen Ende des Jahres 1838 wurde Hebbel ungeduldig; er wollte (Brief an Elise vom 12. Dezember 1838, BW I, 368) zu Campe gehen und ihn fragen, ob er die Gedichte drucken lasse, und wenn die Frage verneint werde, sie ihm abfordern und seine Schwelle nie mehr betreten. Zu diesem Bruche kam es nicht — im Gegenteil, 1843 jubelte er in einem Briefe an Elise (23. Januar, BW II, 190) über Campe, der sich bereitwillig und liberal zeigte, und über den niemand mehr „loszuziehen" sollte!

Dieses Glücksgefühl durfte Hebbel in der erfreulichen Kopenhagener Zeit hegen; noch ahnte er nicht, wie schwere Widerwärtigkeiten seiner durch Campe harrten. Drei Werke hatte dieser freilich verlegt; ein viertes und fünftes waren — wie Hebbel schrieb — im Anzuge. Aber ehe er sich zu Drucklegungen entschloß, mußte der Dichter die härtesten Kämpfe bestehen, bis er Campe zu Vertragsabschlüssen vermochte. Und wenn sich dieser endlich dazu herbeiließ, sparte und kargte er aller Ecken und Enden, ließ es bei der Ausstattung der Bücher sehr an Sorgfalt fehlen und trachtete, die Umfänge der Bände auf das äußerste zu beschränken. So ist es zu erklären, daß bei der Erstausgabe der Gedichte (1842) eine von Hebbel verfaßte Vorrede ungedruckt blieb, die im folgenden zum ersten Male veröffentlicht wird. Sie wäre geeignet gewesen, den Lesern, die übrigens an diesen Gedichten bei ihrem Erscheinen ziemlich achtlos vorübergingen, ein besseres Verständnis der Absichten Hebbels zu erschließen. Denn aus dieser Vorrede spricht ein Dichter voll Ernst und Tiefe, der es laut kündet, daß er sich nicht bewogen fühle, die Phrasensucht der Menge zu befriedigen, sondern seine Aufgabe darin sehe, das Leben auf das richtige Maß zurückzuführen und das Gleichgewicht zwischen dem einzelnen und der Allgemeinheit aufrecht zu erhalten. Diese Vorrede lautet:

„Diese Sammlung bringt keine polemisirende, philosophirende oder beschreibende Verse, sondern Gedichte, d. h. organische Gebilde, die durch einen Hauch des Geistes oder des Herzens belebt sind, und sich nicht an den Verstand oder den Witz, auch nicht ausschließlich an Gemüt oder Gefühl, sondern immer an den ganzen Menschen wenden. Sie setzen, wie Alles, was Form hat, und deswegen die Tiefe hinter Einfachheit verbirgt, Bildung voraus; wer unbestimmt schwärmen oder sich an Phrasen und bunten Kaleidoscop-Figuren ergötzen will, dem dürfte die strenge Gemessenheit des Verfassers störend seyn; wer jedoch weiß, daß die Aufgabe aller Kunst darin besteht, das Leben, wie es auch mit der Schranke kämpfen mag, auf sein Maas zurückzuführen und das Gleichgewicht zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen aufrecht zu erhalten, der wird sich befriedigt fühlen. Der Verfasser kündigt sich, eben weil er Künstler und nicht Politiker ist, allerdings nicht als Zeit- und Tendenz-Dichter an; waß die Welt bewegt, ist ihm aber darum nicht fremd, und über die großen historischen Fragen des Jahrhunderts ist schwerlich Schärferes und Entschiedeneres gesagt worden, als in den vier ersten Sonetten (pag: 229 biß 232 incl:) so wie in den Balladen pag: 13. 17. 168 und 215 geschieht."

Von den Gedichten, die Hebbel in dieser Vorrede hervorhebt, sind die vier Sonette „Unsere Zeit", „Die menschliche Gesellschaft", „Der Mensch und die Geschichte" und „Mein Päan"*) ebenso in die Gesamtausgabe seiner Gedichte (1857) übergegangen, wie die Ballade „Die Polen sollen leben!" Dagegen erschienen „Der Priester", „Eine Hinrichtung" und „Räuber und Henker"**) nur in der ersten Ausgabe der Gedichte (1842) — dem gereifteren, geläuterteren ästhetischen Geschmacke Hebbels entsprachen sie 1857 nicht mehr.

Daß Hebbel in dieser Vorrede nachdrücklichst auf diese Gedichte verwies, mag übrigens auch ein Wink an Campe gewesen sein, von dem er ja wußte, wie sehr sich dieser für politische Poesie erwärmte.

*) HW VI, 315; VI, 316; VI, 320; VI, 316.

**) HW VI, 170; VII, 149; VII, 184; VII, 181.

Er sollte sehen, daß auch Hebbel der nach politisierender Belletristik verlangenden Zeitströmung, die ihre für unseren Dichter wichtigste Verkörperung in Julius Campe hatte, poetisch entgegenkomme. Der Hinweis, daß sich seine und des Buchhändlers Neigungen auf diesem Gebiete begegnen, fehlt auch sonst in der Korrespondenz nicht. Der Brief vom 2. Juni 1844, der weiter unten abgedruckt ist, liefert hiefür den bedeutungsvollsten Beleg.

Bevor er mitgeteilt werden kann, muß zum Verständnisse einiges über Hebbels damalige Lage gesagt werden. Adam Öhlenschlägers Eintreten hatte dem jungen Dichter ein dänisches Reisestipendium erwirkt. Voll Hoffnungsfreudigkeit zog er nach Paris, vielleicht übrigens auch mit dem geheimen Gedanken, in der politischen Metropole des damaligen Europa Campes verlegerischen Neigungen entsprechende Impulse zu erfahren, wie sich ja auch Heine, an den Hebbel empfohlen war und den er oft und gerne in der Seinestadt aufsuchte, dort zu einem spezifisch politischen Dichter entwickelt hatte. Ob in Hebbel, der unmittelbar nach dem Ausbruche der Wiener Märzrevolution so tätig in die Bewegung eingriff, nicht in Paris, wo er sich übrigens nicht allzu wohl fühlte, infolge der Beschäftigung mit den französischen politischen Zuständen, wie er sie 1844 sah, ein lebhafteres Interesse für Fragen der Politik aufging, bleibt eine nicht zu beantwortende Frage. Vorläufig bekümmerten ihn wesentlich anders geartete Dinge. „Maria Magdalene" war vollendet worden und harrte der Erweckung zum Bühnenleben. Auguste Stich-Crelinger, die sich der „Judith" mit so werktätigem Eifer angenommen hatte, die schöngeistige Freundin Friedrich von Raumers, an die er seine „Briefe aus Paris" gerichtet hatte, war ausersehen, auch das neueste dramatische Produkt Hebbels zum Siege zu führen.

Anfangs November 1843 bat dieser seinen Freund Kisting, mit dem er schon 1835 auf einem Zimmer gewohnt hatte, in einem nicht erhaltenen Briefe*) um seine Intervention bei der Stich-Crelinger wegen „Maria Magdalene". Am 25. November kam Kistings Antwort,

*) Vgl. Brief an Elise vom 6. November 1843 (BW II, 323).

daß die Künstlerin dem Trauerspiele mit Verlangen entgegensehe, worauf es ihr mit einem warmen Einbegleitungsbriefe Hebbels am 11. Dezember zugesandt wurde*). Es erfolgte eine formvollendete, aber sehr entschiedene Absage, die im folgenden zum ersten Male mitgeteilt wird. Auguste Crelinger schrieb:

Geehrter Herr!

Der Empfang Ihres gütigen Schreibens vom 11ten v. M. und des mir mit demselben übersandten Stückes, war für mich das erste freudige Ereigniß am Neujahrsmorgen, und ich, die, wie Sie schon gemerkt haben müssen, ängstlich auf den dramatischen Messias harrt, will Ihr Werk in vieler Hinsicht als eine gute Vorbedeutung betrachten. Ich habe das „bürgerliche Trauerspiel" zweimal schnell hintereinander gelesen, oder vielmehr: einmal verschlungen und dann gelesen! Indem ich aber nun daran gehen will, meine Meinung über dasselbe gegen Sie auszusprechen, sinkt mein Muth. — Weiß auch ein Dichter was er thut, wenn er das Urtheil eines Schauspielers heraus fordert? Wir sollen die kalte, nüchterne Bühnen-Konvenienz dem aus glühender Ueberzeugung entsprungenen Dichterwerke anpassen! Wir sollen, wo wir nicht gewissenhaft beipflichten können, unwahr seyn, oder den Dichter in dem verletzen, was er in seinen schönsten Stunden, mit seinen besten Kräften und seiner heiligsten Ueberzeugung geschaffen hat! Und was berechtigt uns zu diesem oft peinlichen und immer gefährlichen Richteramt? Die besten Schauspieler sind nimmermehr die Pairs eines wahren Dichters. Doch bei allen diesen Bedenklichkeiten beruhigt mich das Eine: Sie sind von meiner Aufrichtigkeit überzeugt; ich kann mich irren, mein Urtheil kann ein kleinliches seyn, aber ein gewissenhaftes ist es zuverlässig.

Zuvörderst also lassen Sie mich Ihnen Glück wünschen zu den Fortschritten, die Sie in dem gemacht haben, was wir dramatisches Geschick nennen. Die Behandlung der Idee, die Verknüpfung der Situationen, die Herbeiführung spannender und effektvoller Sce-

*) Nach Tagebuch II, Nr. 2939, Seite 334, erst am 12. Dezember.

nen, die Berückſichtigung der theatraliſchen Wirkung (mit Ausnahme des jähen Todes der Mutter) die kräftige, gedankenreiche Sprache, ſind Vorzüge, die in dem Grade wenige Deutſche Dichter mit Ihnen theilen. Man merkt es Ihnen an, daß Sie nun ſchon Vieles geſehen haben, was dem dramatiſchen Handwerk zu Gute gekommen iſt. Nur Eins, eine Kleinigkeit wenn Sie wollen, aber nach meiner Anſicht eine unüberſteigliche Schwierigkeit, ſobald es ſich um die Aufführung handelt, das Hauptmotiv der Handlung, die offenkundige Schwangerſchaft der Heldin, ſtößt Alles über den Haufen. Wie können Sie nur denken, daß das geht. Der franzöſiſche dramatiſche Schriftſteller wagt mehr als irgend ein anderer, fragen Sie ihn, ob er es wagen würde, dem Publicum des Théatre francais oder des Gymnaſe eine ſchwangere Heldin vorzuführen. Man mag noch ſo wenig prüde ſeyn, ſo lehnt ſich doch das Gefühl ſo ſehr gegen eine ſolche Situation auf, daß Ihr Stück, kaum beim Leſen, am wenigſten aber auf der Bühne zu ſeiner wahren Wirkung kommen kann. Und was das Schlimmſte iſt, man kann Ihnen keine Veränderung keine Beſchönigung vorſchlagen, denn auf dieſem unmöglichen Motive beruht das ganze Stück. Es iſt ein Jammer, und Sie ſind der höchſten Mißbilligung werth, daß Sie da, wo ſo unendlich viel Schönes geboten wird, einen Pinſelzug in das Gemälde gebracht haben, der die beabſichtigte Wirkung, nicht ſchwächt, aber uns zwingt das Bild dem Auge des Publicums zu entziehen. Sie ſind ein Mörder an Ihrem eigenen Genius. Iſt es die Sucht nach Ungewöhnlichem, oder iſt es eine Lücke in Ihrem geiſtigen Organismus, daß Sie die zarten Geſetze der Sitte (ich meine nicht die der Konvenienz) auf ſo naive Weiſe mit Füßen treten? Oder ſoll ich mit Ihrem Meiſter Anton ausrufen:

„Ich verſtehe die Welt nicht mehr!?“

Wäre dieſer, in meinen Augen unauslöſchliche Flecken nicht in dem Stücke, mit welcher Begeiſterung mit welchem Stolze würde ich Ihrem Werke den Weg auf die hieſigen Bretter gebahnt haben? Was für Charaktere: Anton, Klara, der Secretair! An Karl würde

vielleicht Einiges geändert, oder vielmehr etwas hinzugefügt werden müssen, um dieser Figur mehr Deutlichkeit zu geben. Der Leonhard ist vortrefflich: ein ächter Teufel, und doch ein ganzer Mensch. Was hilft das aber Alles; ich bin entzückt, und muß doch die Hände sinken lassen. – Wenn ich bedenke, was Sie dem Theater seyn könnten, wenn Sie wollten dann bin ich wahrhaft böse auf Sie, daß Sie selbst sich und uns Steine in den Weg legen.

Ich weiß nicht, wie Sie dieses Schreiben aufnehmen werden; ich kenne Sie zu wenig, um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß es Sie nicht beleidigen werde; aber ich denke, Sie achten mich genug, um Wahrheit von mir zu erwarten. Ihr Stück behalte ich, bis ich höhre, was Sie darüber beschließen. Wollen Sie es, trotz meiner Einwendung damit versuchen, und es bei dem hiesigen Theater einreichen, so will ich gern aus wahrer Achtung vor Ihrem großen Talent, die schweigende Vermittlerin seyn.

Leben Sie wohl, und, zum Beweise, daß Sie nicht zürnen, schreiben Sie mir bald wieder. Vielleicht finden Sie einen Ausweg, ich sehe keinen; denn mit der bloßen folgenlosen Verführung ist bei Ihrer Heldin nicht durchzukommen!

Ihre ganz ergebene
Auguste Crelinger.

Berlin d 6ten Jänner 1844.

Der wesentlichste Satz dieses Briefes ist aus einer Tagebuchnotiz Hebbels (TW II, Nr. 3001, Seite 364) bekannt. Der Aufschrei, der der Wiedergabe des Briefextraktes folgt: „O Pöbel, Pöbel! Wäre ich bemittelt, wie wollte ich darüber lachen, nun ich ein armer Teufel bin, ists ein Donnerschlag", entrang sich einem schwer erschütterten Herzen. Aber seiner seelischen Pein durfte sich Hebbel nicht lange hingeben, sondern er mußte versuchen, nochmals auf die Künstlerin einzuwirken, was in dem nur aus der Tagebuchnotiz (Nr. 3003, TW II, 364 ff.) bekannten, vollständig leider nicht erhaltenen Briefe vom 23. Januar 1844 geschah. Möglicherweise ist die Antwort auf dieses Schreiben in dem Briefe zu suchen, der jetzt zum ersten Ab-

drucke gelangt, und der Otto Crelinger, den Gatten der Berliner Schauspielerin, zum Verfasser hat, der folgendes schrieb:

Berlin, d. 1. Februar 44.

Lieber Herr Kisting,

Meine Frau, die sich gegenwärtig in Hamburg befindet, trägt mir auf, Sie zu bitten, Herrn Dr. Hebbel sobald als möglich folgende Mittheilung zu machen:

Einer unserer kritischen Freunde, auf dessen Urtheil wir den allerhöchsten Werth legen, weil es strenge bis zur Härte, aber dabei gründlich, gediegen und unparteiisch ist, erklärt das „bürgerliche Trauerspiel" nicht allein, gleich uns, für ein vortreffliches und meisterhaftes Werk, sondern dringt auch darauf, daß man alles aufbieten müsse, um es zur Aufführung zu bringen, da ihm in dieser Hinsicht in dem Stücke nichts Anstößiges erscheine. Obgleich in letzterer Rücksicht die Meinung meiner Frau von der des obenerwähnten Freundes, des Dr. Klein, abweicht, so hält sie es doch für ihre Pflicht, Hebbel so schleunig als möglich von dem Urtheil eines Mannes in Kenntnis zu setzen, dessen Wort sie in literarischen Dingen für ungleich wichtiger und beachtenswerther hält, als das ihrige.

Durch baldige Uebersendung dieser Worte würden Sie meine Frau sehr verbinden, und gewiß auch Hebbel erfreuen.

Ihr ganz ergebener
Otto Crelinger.

Mehr als eine theoretische Anerkennung bedeutet dieser Brief Otto Crelingers nicht. Am 16. Mai 1844 gaben Hebbel ein Schreiben der Stich-Crelinger und eine lithographierte Zuschrift der Intendanz der Berliner Königlichen Schauspiele die peinliche Gewißheit, daß er sich in seinen Hoffnungen bezüglich der Aufführung der „Maria Magdalene" getäuscht sehen müsse (vgl. TW II, Nr. 3123, Seite 399). Die sarkastische Bemerkung Hebbels an dieser Tagebuchstelle, die Crelinger wolle ihn in allen Dingen mit der ganzen Energie ihres Willens

unterstützen, „diejenigen natürlich ausgenommen, wo mir ihre Unterstützung von Nutzen sein könnte", muß der verbitterten Stimmung des Dichters, der vergaß, wie sehr sich die Künstlerin für „Judith" eingesetzt hatte, zugute gehalten werden. Gewiß waren ihre prüden Bedenken nach jeder Richtung hin haltlos. Aber wenn selbst in unseren Tagen Hauptmanns „Rose Bernd", eine Nachfolgerin der Maria Magdalene, von der Bühne des Wiener Burgtheaters lärmend vertrieben wird, kann man es einigermaßen begreifen, daß eine in den sentimentalen Anschauungen der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts befangene Darstellerin einer Hofbühne, die sich an Töpfer und Raupach arm spielte, die tragische Wucht des „bürgerlichen Trauerspiels" nicht erfaßte.

Ein Resümee über diese Hebbel niederquälende Angelegenheit ergibt der wundervolle, die tiefsten Perspektiven eröffnende Brief an Julius Campe vom 2. Juni 1844, den wir zu den aufschluß- und einblicksreichsten aller von Hebbel bisher bekanntgewordenen zählen dürfen. Er gewährt Einsicht in die gesamte, vielseitig verästelte dichterische Tätigkeit Hebbels, der sich gleichzeitig auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiete erging, und dem jedes von ihnen gleich wertvoll dünkte. Nach ein paar kurzen persönlichen Bemerkungen Hebbels über ein Unwohlsein Campes wendet sich das Schreiben sogleich der Benachrichtigung über seine damalige dichterische Produktion zu. Das Gedicht „Ein Spaziergang in Paris" (HW VI, 241), durch Thorwaldsens Tod veranlaßt, war fertig geworden und sollte in der von Campe verlegten Zeitschrift „Telegraph für Deutschland", worin schon 1839 und 1840 Gedichte und Aufsätze Hebbels abgedruckt worden waren, erscheinen. Seit 1840 war in dem Blatte nichts mehr von ihm aufgenommen worden; die tiefgehenden künstlerischen Gegensätze zwischen ihm und dem Redakteur, Carl Gutzkow, hatten die Entfremdung mit dem eine Zeitlang nicht unwichtigen Journal veranlaßt. Gut vertrug sich ja Hebbel mit Gutzkow niemals, wenn auch ein oder das andere Mal die gegenseitige Erbitterung zum innerlich freilich fortgrollenden Schweigen gebracht

wurde, bis sie in Gutzkows „Dionysius Longinus" ihre elementare, aber recht verlogene Entladung fand*). So war es jetzt für Hebbel eine wahre Erlösung, daß sein Gegner mit dem „Telegraphen" nichts mehr zu tun hatte**). (Georg Schirges, Gutzkows Nachfolger, stieß unentwegt in dessen Horn. Ein weiterer Brief Hebbels ergibt diesbezüglich belangreiche Aufschlüsse.)

Das Gedicht „Ein Spaziergang in Paris" erlebte denn auch wirklich seinen Erstdruck im „Telegraphen" (1844, Nr. 120); auch die weiteren Wünsche, die Hebbel in seinem Briefe an Campe vortrug, es unentgeltlich in Kopenhagen verteilen zu lassen (vgl. Brief an Elise vom 30. Juli 1844; BW III, 129) und in einer redaktionellen Notiz festzustellen, daß er in Paris lebe, wurden erfüllt. —

Seinen Höhepunkt erreicht das Schreiben bei der Erörterung des Hebbel vorschwebenden dramatischen Fundamentalgedankens. Nichts Geringeres plante er nämlich, als den ganzen Weltzustand in einer Reihe von miteinander korrespondierenden Lebensbildern darzustellen. Diesem Zwecke sollten die bereits gedruckten Dramen „Judith", „Genoveva", Maria Magdalene" und „Der Diamant", sowie eine große Reihe anderer in Angriff genommenen, aber leider nie vollendeten dienen. Inwieweit sich Hebbels Absicht völlig verwirklicht hätte und einmal alle seine in dem Briefe aufgezählten dramatischen Produkte nur in dem Dienste der einen ihm vorschwebenden Grundidee, die Entwickelung und Entfaltung des Weltzustandes aufzuzeigen, gestanden wären, inwieweit sie tatsächlich miteinander im Zusammenhange gewesen wären, läßt sich, da keines der geplanten Stücke zur Vollendung gelangte, nicht feststellen. Auch die von den einzelnen dramatischen Plänen vorhandenen größeren oder kleineren Fragmente gestatten eine ergebnisreiche Nachprüfung des auf so breiter Grundlage gedachten dramatischen Baues nicht. Wichtig ist die Briefstelle in vieler Hinsicht; niemals

*) Über Gutzkow und Hebbel vgl. Fedor Wehl „Zeit und Menschen" II, 113 und andeutend I, 275.

**) Seit Januar 1844; Gutzkow war Feuilletonist der „Kölnischen Zeitung" geworden.

sonst hat Hebbel ein so weitläufig konzipiertes dramatisches Programm aufgestellt wie in diesem Briefe. Allerdings gedachte er auch in dem Schreiben an Charlotte Rousseau vom 29. März 1844 (BW III, 62) seines „einzigen großen Gedichtes, dessen Held nicht mehr dieses oder jenes Individuum, sondern die Menschheit selbst ist". Aber wie Hebbel dort diesen Grundgedanken entwickelt, fehlt der Titel des Stückes, das er in dem Schreiben an Campe allein nennt: „Genie und Welt". Nirgends taucht sonst dieser Dramentitel in Briefen oder Tagebüchern auf, und es fehlt jegliche sichere Vermutung über den Inhalt. Erraten ließe sich vielleicht, daß „Genie und Welt" mit dem (HW und SW, Band V, Seite 111 bis 121) abgedruckten Fragmente „Der Dichter" identisch wäre, wobei nur zu berücksichtigen ist, daß die erste Erwähnung des „Dichter"sujets sich im Briefe an Emil Palleske vom 23. Juni 1847 (BW IV, 39) findet, mithin Hebbel ganz gegen seine sonstige Gewohnheit einen Stoff wenigstens drei Jahre lang bei sich herumgetragen hätte, ohne seiner gegenüber irgendeinem Korrespondenten (außer gegenüber Campe) Erwähnung zu tun. (Im Tagebuche freilich schon am 21. Januar 1841; TW II, Nr. 2227, Seite 87.) Jedenfalls fehlt uns über den dramatischen Plan Hebbels „Genie und Welt" jede über die bloße Vermutung hinausreichende Aufklärung.

Auf das gewaltige Dramenfundament, das Hebbel in seinem Geiste aufgeführt hatte, und dem in der Weltliteratur wohl nur die zyklische Zusammenfassung aller erzählenden Werke Balzacs in seiner „Comédie humaine" annähernd entspricht, wurde leider niemals der Oberbau gesetzt. Über die „Zwischenglieder", die Hebbel im Auge hatte, können wir, da keinerlei nähere Andeutungen vorliegen, überhaupt nichts Positives behaupten. Vielleicht hatte sich der Dichter selbst damals über sie noch nicht völlig ausgereifte Klarheit verschafft. Wie ja der ganze Plan doch wohl mehr als eine geniale Inspiration denn als eine fest gefügte Konzeption zu betrachten ist; wäre er nur vor Campe und nicht auch vor Charlotte Rousseau vorgetragen worden, so dürfte man beinahe die Behauptung wagen, mit der man

Hebbel nicht nahetritt, daß er den Verleger, dessen der Politik zugewandte Interessen er sehr gut kannte, darauf verweisen wollte, wie seine Dichtung völlig mit Campes Neigungen zusammentreffe. Das läßt sich ja im neunzehnten Jahrhundert allmählich immer deutlicher beobachten, wie die Autoren (im Gegensatze zu den Großen des achtzehnten Jahrhunderts) immer mehr Rücksichten auf Verleger- und Publikumsbedürfnisse nahmen und nehmen mußten, wie die wachsende literarische Flut selbst die Besten unerbittlich zwang, sich unterzuordnen und „Geschäfts"rücksichten niemals ganz aus den Augen zu verlieren. Und Campe war ein strenger Herr, der bestimmte literarische Gattungen protegierte und ausschließlich gepflegt sehen wollte. So mochte sich Hebbel vielleicht sagen, daß er den Buchhändler dadurch am leichtesten dauernd für sich gewinne, wenn er ihm bewiese, wie sich seine Dichtung mit Campes literarischem Programm decke. Das spricht ja Hebbel in seinem Briefe auch deutlich genug aus, wenn er sagt „. . . ich habe . . . geglaubt, daß sie sich für die politischen Sachen vorzugsweise interessieren und ich wünschte Ihnen klar zu machen, daß meine dramatischen Arbeiten mit diesen Dingen im letzten Grad nicht allein zusammentreffen, sondern sie noch bei weitem überholen . . ." Die Stelle kann unmöglich anders ausgelegt werden, als daß Hebbel damals bereit und im Begriff war, sein dramatisches Programm Campes Wünschen unterzuordnen. Man darf sich freuen, daß Campe geistig ein wenig zu träge war, um diesen hochfliegenden Plänen zu folgen. „Gyges", „Herodes", „Die Nibelungen" wären vielleicht, bei konsequenter Durchführung der 1844 formulierten dramatischen Idee Hebbels, niemals zur Ausführung gelangt . . .*).

Der weitere Inhalt des Briefes vom 2. Juni 1844 enthält den

*) Auch in den von Theobald Bieder im „Allgemeinen Beobachter" (Hamburg, 2. Jahrgang, Nr. 14) veröffentlichten „Vier unbekannten Briefen Friedrich Hebbels" gedenkt Hebbel (Neapel, den 6. August 1845) allerdings weniger ausführlich seiner im zyklischem Zusammenhange stehenden Dramenidee.

Bericht über die Verhandlungen mit Auguſte Stich-Crelinger und ſchildert die verdüſterte Stimmung, die Hebbel durch die Weigerung, „Maria Magdalene" in Berlin zur Aufführung zu verhelfen, bereitet worden war. Aber — neue geſchäftliche Sorgen meldeten ſich; „Maria Magdalene" ſollte in Druck gelegt und die längſt gefaßte Abſicht, die bis dahin erſchienenen Novellen zu ſammeln, verwirklicht werden. Seit 1836 hatte er ſich mit dieſem Wunſche getragen*), der aber damals ebenſowenig zum Ziele führte, wie 1841**) und jetzt der neuerliche Verſuch bei Campe, der den Verlag nicht übernahm. (Erſt 1855 erſchien ein Sammelband der Novellen.)

Wie ſich der Plan der Herausgabe eines Novellenbandes damals zerſchlug, ſo auch der der Vollendung eines humoriſtiſchen Romans, von dem in dem Briefe an Campe weiterhin die Rede iſt. Schon 1837 hatte Hebbel in Briefen an Eliſe Lenſing die Abſicht, einen humoriſtiſchen Roman „Der deutſche Philiſter" zu ſchreiben, erörtert, ohne ſie freilich jemals völlig auszuführen***).

Es iſt wohl nicht unmöglich, daß ihn davon die Weigerung Campes abhielt, der auf dieſes Verlagsangebot nicht einging. Eine Antwort auf den weitläufigen Brief ließ er, was Hebbel höchſt fatal war (vgl. Brief an Eliſe vom 11. Juli, BW III, 124) lange nicht zugehen; und als ſie endlich am 22. oder 23. Juli (vgl. Brief an Eliſe vom 30. Juli, BW III, 128—129) eintraf, lautete ſie zwar gelegentlich vorſichtig zuſtimmend, aber in einzelnen Punkten ablehnend, nicht zuletzt hinſichtlich des Antrages, den ihm Hebbel wegen ſeines in Paris 1843 gewonnenen Freundes, ſpäteren Biographen und erſten Herausgebers der Briefe, Felix Bamberg, gemacht hatte. Deſſen „Äſthetik", wie das von Hebbel in dieſem Briefe „Geiſt der

*) Vgl. Brief an Eliſe vom 20. Auguſt 1836 (BW I, 82 f.).

**) „Ein anderer Kerl (als Cotta) in Leipzig, dem ich Erzählungen antrug, antwortete nicht einmal." (TW II, Nr. 2225, Seite 87.)

***) Vgl. Briefe vom 18. Juni 1837 (BW I, 215); 19. Oktober 1837 (BW I, 234); 23—26. November 1837 (BW I, 240); ferner TW I, Nr. 1375, Seite 297; Nr. 1579, Seite 356 ff.

Musik" genannte Werk später betitelt wurde, nahm Campe nicht in Verlag, worüber Hebbel (vgl. seinen Brief aus Rom vom 18. Oktober 1845, BW III, 263 ff.) ziemlich unmutig gewesen zu sein scheint. (Erst Bambergs Abhandlung „Über den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und die Werke Friedrich Hebbels." erschien 1846 bei Campe.)

Die Bedeutung des Briefes Hebbels, auf dessen geschäftlichen Teil er in einigen Einzelheiten und oft mit denselben Wendungen*) auch in dem Brief an Elise Lensing vom 19. Juni 1844 zurückkommt (BW III, 109 ff.; vgl. auch die Briefe vom 18. Mai 1844 und 5. Juni 1844, BW III, 94 und 104 an Elise; vom 14. Juni 1844, BW III, 105 ff. an Charlotte Rousseau), beruht nicht allein auf den wichtigen Mitteilungen über sein dichterisches Schaffen, sondern auch auf der nachdrücklichen Betonung seiner künstlerischen Ansichten. Nur ein tiefer, reifer, starker Geist durfte die Sätze wagen: „ein dramatischer Dichter, nach den Begriffen der Schauspieler, ist in meinen Augen das erbärmlichste Subjekt" oder „es ist nicht so verächtlich mit alten Hosen und Strümpfen zu schachern und zu trödeln, als mit der Kunst". Daraus spricht der echte Hebbel, furchtlos, unerschrocken und gesinnungsfest. Jedenfalls liegt in diesem Briefe ein künstlerisches Glaubensbekenntnis vor, das nach vielen Richtungen hin unendlich bedeutungsschwer ist, und das zu den anregendsten Kundgebungen gehört, die wir, nicht nur von Hebbel, kennen:

Sein Brief lautet:

Paris, den 2ten Juny 1844.

Lieber Campe!

Ich habe mit vielem Bedauern aus Ihrem letzten Brief ersehen, daß Sie so viel ausgestanden haben, und kann mir sehr lebhaft denken, welch eine Qual dieß monatelange Gefesseltseyn ans Bett für

*) Vgl. besonders die Stelle: Es (das Gedicht auf Thorwaldsen) geht freilich nicht aus der Melodei: seufzt Ihr Musen, wein' Apollo! In dem Briefe an Elise vom 17—18. Mai heißt es: Das Gedicht geht aber nicht aus der Melodie von: „Weint Ihr Musen, seufz' Apollo" (BW III, 94).

Sie gewesen seyn muß. Von Heine höre ich, daß Sie in Leipzig und am Rhein gewesen sind, es hat mich gefreut, denn es ist der beste Beweis für Ihre Wieder-Herstellung. Ich will nur wünschen, daß Sie gründlich curirt seyn mögen, Hämorrhidal-Uebel sind hartnäckig und tückisch; hören Sie ja nicht auf, Sich viel Bewegung zu machen. Ihre Zeit ist freilich beschränkt; aber das Gut, ohne das alle übrigen Güter, das Leben selbst nicht ausgeschloßen, ihren Werth verlieren, die Gesundheit, wird durch Nichts zu theuer erkauft.

Ich sende Ihnen, um das Dringlichste zuerst abzuthun, hiebei ein Gedicht, bei dem ich den erlaubten Wunsch habe, daß es in Copenhagen gelesen werden möge, da es sich mit Thorwaldsen beschäftigt. Es geht freilich nicht aus der Melodei: seufzt Ihr Musen, wein' Apollo, aber es ist doch vielleicht nicht so ganz übel. Da der Herr Dr. Gutzkow den Telegraphen nicht mehr redigirt oder dirigirt, so könnte es, falls der Telegraph in Copenhagen gelesen wird, was Sie wißen müßen, in den Telegraph kommen; ich gebe es für diesen Fall also Ihnen, dem Eigenthümer des Telegraphen, nicht dem Interims-Redacteur und werde Ihnen später mündlich einmal sagen, warum ich dieß ausdrücklich bemerke*). Wird der Telegraph in Copenhagen nicht gelesen, so bitte ich Sie, das Gedicht an Wienbarg oder Wille, der ja den Neu-Holsteinischen Omnibus redigirt, wenn ich recht berichtet bin, zu geben; es wird den Herren hoffentlich will-

*) Der Interimsredakteur war Georg Schirges, der das Blatt nach einem großen Konflikte Heines mit Campe übernahm. Gutzkows Redaktion des „Telegraphen" hatte diesen Streit veranlaßt, und da Heine seine weitere Verbindung mit Campe von der Entfernung Gutzkows aus der Redaktion abhängig machte, mußte sich der Verleger fügen (die betreffende Korrespondenz ist bisher ungedruckt), bestellte aber in Schirges einen Redakteur, der in Gutzkows Sinne tätig war. — Die tieferen Beweggründe der Entfremdung zwischen Hebbel und Gutzkow sind nicht völlig aufzuhellen. Vielleicht ergibt eine Notiz des von Julius Hammer und Rudolf Mettler redigierten „Nordlicht" (1839, Nr. 23) einen Fingerzeig. Dieses Blatt nahm gegen Gutzkow Stellung, weil er mit seinem „Saul" dem Drama Karl

kommen seyn. Ins Morgenblatt geb' ich keine Gedichte mehr. Sowohl vom Telegraphen, als von Wienbarg oder Wille muß ich mir aber feste Abdrücke, zwei auf Schreibpapier, und unter Kreuzband gefälligst hierher nach Paris baldthunlichst zu schicken, ausbedingen; auch versteht es sich von selbst, daß das Gedicht gleich und unabgebrochen in einer Folge mitgetheilt werden muß, da der Eindruck davon abhängt. Lieb wäre es mir, wenn bei dieser Gelegenheit der Notiz, daß ich wieder in Hamburg sey, die ich neulich im Frankfurter Journal fand, widersprochen und bemerkt würde, daß ich noch einige Zeit in Paris bleiben und dann nach Rom gehen werde. Ich soll reisen für das Reisestipendium und ich reise wirklich, ich mag mich also nicht durch Correspondenz-Artikel in den Verdacht gebracht sehen, als ob ich hinter dem Ofen hockte, das könnte mir schaden.

Für Ihren Brief und Ihr freundschaftliches Anerbieten vom 5ten April danke ich Ihnen vom Herzen. Mein Geld ging zur rechten Zeit ein; ich erhielt einen Credit-Brief. Das Vorwort haben Sie jetzt erst gelesen. Ich sandte es Ihnen, weil ich Ihnen einen Ueberblick über den ganzen dramatischen Feldzug, den ich beabsichtige, zu geben wünschte, den Sie nach den beiden ersten Stücken nicht haben konnten, und den Sie doch haben mußten, wenn der augenblicklich vielleicht nicht ganz entsprechende Erfolg Sie nicht entmuthigen sollte.

Becks geschadet hatte. In dem Jahre 1839 fiel es Gutzkow wiederholt an, und in der Nr. 23 nahm es Hebbels Mitarbeiterschaft am „Telegraphen" zum Anlasse, gegen Gutzkow aufzutreten. In dieser Notiz heißt es u. a.: „Vor kurzem introducirte Gutzkow Herrn Hebbel als Kritiker und ließ unter dieser Firma einiges Geschwätz vom Stapel laufen, das seinen Zwecken vorarbeiten sollte. Da hieß es in Hebbels konfusen Kraftausdrücken: Der Humor ist der Kuß, den das Gemeine dem Erhabenen gibt. Nach dieser Definition dessen, was Humor ist, soll dann wahrscheinlich die Scharteke von komischem Roman, die sich Blasedow und seine Söhne nennt, für ein Musterstück des Humors gelten . . ." Es ist nicht unmöglich, daß diese Bemerkungen den eitlen Gutzkow erbitterten und ihm den Anlaß gaben, Hebbels weitere Mitarbeiterschaft am „Telegraphen" zu sistieren.

Ich habe mir kein geringeres Ziel gesteckt, als den ganzen gegenwärtigen Welt-Zustand, wie er sich im Verlauf der Geschichte abwickelt und jetzt zur Katastrophe (denn unläugbar steht uns eine solche in Staat und Kirche, wie in Wissenschaft und Kunst bevor) gesteigert hat, in einer Reihe von miteinander correspondirenden Lebens-Bildern darzustellen. Ob ich dieß Ziel ganz erreichen oder einem Nachfolger einen Theil der Arbeit unerledigt zurücklaßen werde, kann ich nicht wißen, aber dieß weiß ich, daß die dramatische Kunst jetzt nur noch diese Aufgabe zu lösen hat, und daß Jeder, der nicht von vorneherein zu den Todten und Gespenstern gerechnet seyn will, meinen Weg gehen muß. Das Prinzip steht fest, es handelt sich nur noch um meine persönliche Stellung zu dem Prinzip. Ich werde die ganze Aufgabe in folgenden Stücken, die alle nur eine einzige Kette bilden, abzuthun suchen. Die Vergangenheit in Judith (Judenthum und Heidenthum) Genoveva (Christenthum) Maria Magdalena (Moral, Sittlichkeit, Ehre, Familie) Moloch (positive Religion) Christus (das Mysterium). Die Gegenwart in Fiat iustitia et pereat mundus; Genie und Welt; der Diamant. Die Zukunft in: Zu irgend einer Zeit. Dazwischen liegen nur noch einige Mittel-Glieder. Der Hauptsache nach ist alles im Geiste schon concipirt und der Moloch wird nun zunächst auf den Amboß kommen. Es versteht sich von selbst, daß diese Dramen, wenn sie einmal alle vorliegen und eins durch das andere, das erste durch das letzte, und umgekehrt, ins rechte Licht gestellt werden, eine ganz andere Aufnahme finden müßten, als jetzt, wo nur wenige ahnen, was ich will und die Meisten sich wundern, daß ich, der ich doch eben so viel bunten Kattun*), und mehr, bezahlen könnte, wie z. B. Monsr. Gutzkow, keine Puppen für das Theater drehe. Ueber diesen letztgedachten Punct habe ich in der jüngsten Zeit eine Correspondenz mit einer berühmten Schauspielerin

*) Eine von Hebbel gerne gewählte Bezeichnung für wenig wertvolle dramatische Arbeiten. Vgl. die Tagebuchnotiz vom 23. Dezember 1836 über Halms „Griseldis": „Kattun, Kattun und wieder Kattun! Es flimmert wohl, aber es wärmt nicht!"

geführt, die mich überzeugt hat, daß die Verständigung kaum möglich ist. Ein dramatischer Dichter, nach den Begriffen der Schauspieler, ist in meinen Augen das erbärmlichste Subjekt, das die Erde trägt, denn, wie einer meiner Freunde neulich sagte, wenn einmal geschachert und getrödelt werden soll, so ist es doch nicht so verächtlich, mit alten Hosen und Strümpfen zu schachern und zu trödeln, als mit der Kunst.

Ich habe es nie verkannt, daß Sie den Kreis Ihrer Unternehmungen viel weiter ausdehnen, als Ihre merkantilischen Interessen gehen, ich habe nur geglaubt, daß Sie Sich für die politischen Sachen vorzugsweise interessiren und ich wünschte Ihnen klar zu machen, daß meine dramatischen Arbeiten mit diesen Dingen im letzten Grad nicht allein zusammen treffen, sondern sie noch bei weitem überholen, weil sie sich nicht bloß mit den Krankheits-Simptomen sondern mit der Krankheit selbst beschäftigen. Ich schrieb Ihnen in einem sehr tristen Moment, wo ich glaubte, daß sich alle Gewitter auf einmal über mich entladen würden, in einer der Stimmungen, die bei mir ehemals, wo ich in meinem Talent noch keinen festen Anhaltspunct hatte, häufig waren, die aber jetzt selten sind und hoffentlich dereinst ganz verschwinden werden. Jetzt ist der Himmel wieder hell und ich arbeite in einem fort, wenn auch auf dem Papier nur wenig entsteht. Ich weiß wohl, was Sie mir nach Copenhagen geschrieben haben, und bin jetzt, wie damals, damit zufrieden, wenn Sie die Aussichten, die, wie Sie sagten, meine Zukunft bietet, schon jetzt mit in Anschlag bringen wollen, denn das ist nothwendig, wenn ich überhaupt in diese Zukunft hinein gelangen soll. Lassen Sie uns fest zusammenhalten — auch ich werde nicht wetterwendisch seyn.

Mein neues Stück ist trotz der entschiedensten Anerkennung, die es in Berlin gefunden hat, doch von der dortigen Bühne zurückgewiesen worden. Es ist ganz einfach. Erstlich bin ich kein Redacteur, und man hat also nicht für den Rücken zu fürchten. Zweitens hat die Crelinger Scrupel gehabt, die durchaus unbegründet und ihr als unbegründet nicht bloß von mir, sondern auch von ihren eigenen

Berliner Freunden, Klein, Alexis u. s. w. nachgewiesen sind, die sie also deßungeachtet nicht fahren lassen will. „Ich will Ihre Fahne tragen — schreibt sie mir — nur sorgen Sie dafür, daß mir nicht selbst die Hand zittert.“ Hole der Teufel die Weiber, die Verstand haben. Sie brauchen ihn nur dazu, ihre eigenen Dummheiten zu entschuldigen. Ich habe mich sehr geärgert, denn dieß Stück ist in jeder Beziehung aufführbar und könnte — ich gebe Ihnen mein Wort! — von der Kanzel abgelesen werden zur Erbauung der Gemeinde, so zart ist es gehalten. Aber, was ist nun noch anderes zu machen, als es schnell drucken zu lassen, und dann hinterdrein zu versuchen, ob die Birch-Pfeiffer und Gutzkow alle Theater versperrt haben. Es wird nächstens bei einem meiner Freunde in Hamburg eintreffen, ich will gleich heute deßwegen nach Berlin schreiben. Dieser wird es Ihnen behändigen — dann müßte es so rasch gedruckt werden, daß ich zu Mitte August Exemplare hätte. Ein schlimmer Umstand ist die Correctur, da es hier auf die genaueste und sorgfältigste ankommt. Darüber später; ich habe ohnehin noch einige Aenderungen nachzuschicken, und hoffe auf Ihre baldige Antwort. Ich denke dieß Stück dem König von Dänemark zu dediciren, die Ausstattung müßte deshalb elegant seyn, ohnehin ist das Stück nicht groß, es macht nur 3 Akte, obgleich das Vorwort für 2 Akte gelten kann.

Außerdem wünschte ich meine Novellen heraus zu geben. Sie könnten vielleicht zur Vermittlung mit dem größeren Publicum dienen. Es sind aber nur 5 oder 6; die sechste ist der Idee nach gut, muß aber völlig umgeschmolzen werden. Sie sind alle sehr kurz und werden auch bei splendidestem Druck nur ein kleines Bändchen geben. Die Qualität muß hier für die Quantität entschädigen. Drei davon: Matteo, Anna, Rubin, gehören zum besten, was ich jemals schreiben werde, es sind kleine Dramen. Die drei anderen sind humoristisch und sagen dem Publicum vielleicht besser zu. Zum Theil haben sie schon im Morgenblatt gestanden vor 2 und 3 Jahren. Anfangs dachte ich daran, den komischen Roman, den Sie kennen, beyzufügen, dann wäre der Band ziemlich stark geworden. Aber, obgleich ich die

Arbeit keineswegs verachte, so will ich sie doch in dem jetzigen Moment noch zurückhalten, denn eine Kritik, die sich kein Gewißen daraus macht, alle Standpuncte zu verrücken, könnte mir hier einen Poßen spielen; bei den Novellen ist es unmöglich, die mag man besehen, von welcher Seite man will.

Das wären denn zwei Artikel auf einmal. Zum ersten August denke ich Paris zu quittiren und nach Rom zu gehen, um dort im Schatten des Colißeums meinen Moloch zu schreiben. Ich hoffe, es soll möglich seyn, bis dahin beide Sachen vom Stapel laufen zu lassen; doch ist es nur bei der ersten *nothwendig*; die Novellen rechnen Sie, wie Sie wollen, aber das Stück mit dem inhaltsreichen Vorwort, das eine ganze Aesthetik enthält, müßen Sie in die Stelle des weggefallenen Romans treten lassen, es ist wahrhaftig in Bezug auf das hineingearbeitete Leben höher anzuschlagen, als zehn Nachtwächter-Bände, und es kommen Dinge darin zur Sprache, die zeitgemäßer und wichtiger sind, wie alle Fragen nach Deutschlands Einheit, eine Einheit, um es beiläufig zu sagen, die sich sehr lächerlich ausnimmt zu einer Zeit, wo es sich mehr und mehr um die Einheit der Welt zu handeln anfängt.

Sie haben mir für Copenhagen 40 ℔ vorgeschoßen — ich habe also für das Stück Nichts zu erwarten, als einen Strich in Ihrem schwarzen Buch, was desto schlimmer ist, da ich gerade in dem jetzigen nie wiederkehrenden Moment nicht so eingeschränkt seyn möchte, als ich bin. Doch, was hilfts? Dagegen ersuche ich Sie, auf die Novellen 100 Gulden bei Campe in Nürnberg anweisen und diesen wißen laßen zu wollen, daß er sie für meine Rechnung an den Herrn Regierungsrath Dr. Rousseau in Ansbach auszahlen möge. Wie der Geschäftsgang ist, weiß ich nicht. Ich habe diese Schuld contrahirt wegen meines Doctorats und muß sie endlich bezahlen, denn sie drückt mich umso mehr, als der edle Mann, der Vater meines verstorbenen liebsten Freundes, mich nicht vor dem jüngsten Tag mahnen würde.

Wahrscheinlich nicht vor dem nächsten Frühling werde ich wieder

in Deutschland seyn, aber ich werde um 1000 Ideen reicher und mit frischen Augen zurückkehren. Meine Dramen, Sie können Sich sicher darauf verlaßen, werden sich nur steigern, nicht sinken, und ich habe noch sehr viele Pfeile zu verschießen; auch die Reise selbst wird natürlich nicht ohne Ausblick seyn. Dagegen rechne ich auf Sie, wenn ich im Ausland in Verlegenheit gerathen sollte, sey es nun, daß ich selbst in den Fall käme, Geld zu bedürfen, oder daß ich den Meinigen in Hamburg etwas anweisen möchte.

Nun noch über einen Punct. Es hat sich hier ein junger Mann, Dr. Felix Bamberg, zu mir gefunden, in dem ich einen sehr tüchtigen Kopf, der sich vielleicht zu einem Kritiker comme il faut entwickeln könnte, kennen gelernt habe. Er hat so viel ästhetischen Instinct, so viel Enthusiasmus und Ernst, daß ich mir viel von ihm verspreche. Bis jetzt hat er sich hauptsächlich mit dem theoretischen Thema der Musik beschäftigt, und darin hat er mehr Urtheil, als all das Gezeuge, was darüber schreibt, zusammen genommen, und bringt ganz neue, aber tief begründete, zum Theil durch meine eigenen Ideen in ihm zur Reife gebrachte, zum Theil aber auch selbständige Ansichten. Er arbeitet ein Werk aus: Geist der Musik, das nicht abstract gehalten werden, sondern die Erscheinungen selbst erweisen und neben einer gründlichen Analyse der großen Componisten Mozart, Beethoven etz die Singerfere, die, wie die Schauspieler dem Dichter, dem Componisten den Ruhm vor der Nase wegschnappen, auf ihr Nichts reduciren wird. Polemisch, wie das Buch gehalten werden wird, kann es sich bei der Affenliebe für Musik, nach meiner Meinung nur Glück versprechen; waß ich daraus gehört habe, ist durchaus empfehlenswerth; die Ansprüche des Verfaßers sind bescheiden und ich glaube Ihnen unbedingt rathen zu können, den Artikel zu nehmen. Wenn Sie nicht abgeneigt sind, so sagen Sie es mir, damit der Dr. Bamberg sich selbst an Sie wende; er hat noch allerhand Pfeile im Köcher die auf andere, als die musikalische Seite berechnet sind.

Ich bitte Sie sehr, mir bald zu antworten — ich hätte Ihnen

längst geantwortet, aber ich mußte ja erst das Schicksal meines Stückes in Berlin abwarten. Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Friedrich Hebbel.

Es ist nach 4 Uhr, wenn dieser Brief noch fort soll, muß ich ihn in den Briefkasten werfen, der bis 5 Uhr offen ist, und kann also nicht frankiren, revanchiren Sie sich.

*

In die Wiener Periode Hebbels führt der jetzt zu betrachtende Brief. Er ist am 24. Juni 1846 abgefaßt worden, achtzehn Tage nach dem Briefe an die beiden Rousseau in Ansbach (BW IV, 326 und 328), 2 Tage vor den besonders aufschlußreichen an Kirchspielschreiber Voß in Wesselburen, Ludwig Gurlitt in Rom und Felix Bamberg in Paris (BW IV, 332, 334 und 337), worin Hebbel seine vollzogene Trauung mit der Wiener Hofschauspielerin Christine Enghaus en anzeigen und diesen bedeutungsvollen Akt begründen konnte. Der Brief an Julius Campe vom 24. Juni 1846 ist vielleicht unter allen, die denselben Gegenstand behandeln, der instruktivste. Zunächst ist er für Hebbels Charakter ungemein bezeichnend. Unter den Sorgen, die die Lösung seiner Beziehungen zu Elise Lensing ihm bereiten mußte, vergaß er seiner geschäftlichen Obliegenheiten nicht, ja, er setzte ihre Erörterung, anschaulich genug, an die Spitze seines Schreibens. „Der Diamant", dessen Drucklegung schon in so vielen Briefen erwähnt worden war (vgl. Brief an Elise vom 24. Oktober 1845, BW III, 269 und den von Bieder a. a. O. mitgeteilten Brief vom 6. August 1845 an Campe), bildet auch in diesem Briefe einen Hauptgegenstand der Auseinandersetzungen mit dem Verleger. Den äußeren Impuls zu einem neuerlichen Versuche bei dem Hamburger hatte Hebbel das Anerbieten des Wiener Buchhändlers Hüttner (Enkel des bekannten Wiener Verlegers Doll; vgl. Brief BW III, 317, Anmerkung zu Zeile 2) gegeben, der ihm (vgl.

Brief an Ludwig Gurlitt vom 11. April 1846, BW III, 324) 1000 fl. C M („dem edlen Campe waren 40 L zu viel") für den „Diamant" angeboten hatte. Von dem Lustspiele, das sich ja neuerdings bei Aufführungen in Hamburg, München und Berlin erfolgreich bewährte, dachte Hebbel in dieser Zeit noch sehr hoch; in dem Briefe an Campe wie in einem drei Jahre früher an Charlotte Rousseau gesandten (aus Kopenhagen, 14. Februar 1843, BW III, 209) rühmte er ihm nach, daß er in dem Stücke den Deutschen das zweite Lustspiel gegeben habe (Kleist im „Zerbrochenen Krug" das erste).*)

Die alten Vorschläge wegen Herausgabe der Novellen und einer zweiten Sammlung der Gedichte (davon ist im zweiten Abschnitte dieses Buches ausführlicher die Rede) tauchen auch in diesem Briefe wieder auf, ohne aber Campe geneigter stimmen zu können, der auch anscheinend von einer Mitarbeiterschaft eines in diesem Briefe namentlich nicht erwähnten, aber deutlich gekennzeichneten Freundes Hebbels am „Telegraphen" nichts wissen wollte.

Dieser Freund war Siegmund Engländer, einer unter den vielen, im Wiener literatursüchtigen Vormärz so emporgekommenen Jünglingen, die ungemein dienstbeflissen und ehrgeizig waren und sich an die Rockschöße jeder nach Wien gekommenen Berühmtheit klammerten. Dieser Engländer ist als Herausgeber des „Salon", dem Hebbel ein paar Novellen zur Verfügung stellte, und des revolutionären satirischen Blattes „Katzenmusik" in meinem Lyserbuche (Seite 504 u. a.) ausführlich charakterisiert worden. Hebbel hatte für solche nicht allzu bedeutende Trabantennaturen seine aparte Schwäche. Wenn er Engländer an Campe empfahl, so dürfte mehr Dankbarkeitsgefühl als Überzeugung von der Qualität seiner Arbeiten im Spiele gewesen sein. Von dem Romane, den Hebbel gegenüber Campe erwähnt (er hieß „Der Egoist" und erschien nie), dachte er (vgl. TW III, Nr. 3870, Seite 145 und Nr. 4937, Seite 403) nicht allzu hoch.

*) 1861 (Brief an Campe vom 5. Dezember, BW VII, 118) war er vom „Diamant" weit weniger entzückt.

Von höchster Bedeutung ist der Schluß dieses Briefes: die erste nach Hamburg gerichtete Mitteilung Hebbels über die Lösung seines Verhältnisses zu Elise Lensing und die vollzogene Heirat. Jede Zeile ist hier von Wert und Interesse; dieser Schritt Hebbels, der seinen Verkleinerern so oft Anlaß zu gröblichen Verunglimpfungen gab, ist in wundervollster Anschaulichkeit und überzeugendster Sachlichkeit motiviert. Mit einer ethischen Sicherheit, die nur den sich seiner vollen Rechtschaffenheit Bewußten auszeichnet, legt Hebbel vor Campe die Beweggründe bloß, die ihn naturnotwendig zu seiner Tat gedrängt hatten. Vielleicht sind ein paar Motive in diesem Briefe verschwiegen, die bei dem Entschlusse Hebbels, sich von seiner Jugendfreundin zu trennen, mitgewirkt hatten. Eines mag in dem unwiderstehlichen Zauber liegen, den Wien und sein Literaturleben auf ihn übten. Wie war man ihm hier entgegengekommen! Wie war alles danach angetan, ihm an der Donau den Aufenthalt behaglich erscheinen zu lassen! Wie ein Fürst wurde er empfangen und gefeiert*)! Wie anders war das alles in Hamburg gewesen, wo ihm Gutzkow und sein Gefolge durch ihre enervierende Nörgelsucht das Leben verbittert hatten! In Wien war alles (voran Saphirs wichtiger „Humorist") geschworener Gegner Gutzkows! (Daß Heinrich Laube so kurze Zeit danach in Wien festen Fuß fassen würde, konnte Hebbel damals noch nicht ahnen.) Und hier fand er auch ein Theater, von dem er hoffen durfte, daß es sich ihm bereitwilliger öffnen würde als alle im Reiche. So drängte alles dazu, Hebbel den radikalen Beschluß beschleunigen zu lassen, die alten Fesseln zu lösen und im lebensfrohen Wien eine neue Heimat zu begründen.

Eines freilich trübte die volle Freude. Nicht etwa Gewissensbisse, wie Elise Lensing, die treue Gefährtin in der harten Zeit der Not, sich zu der vollendeten Tatsache des vollzogenen Bruches stellen würde, sondern die Angst vor übler Nachrede. Und hier sollte Campe helfen, an den Hebbel schrieb:

*) Ausführlicher Seite 50ff. besprochen.

Wien, d 24. Juny 1846.

Lieber Campe!

Nach Leipzig konnte ich Ihnen nicht antworten, denn Ihr Brief ging viel zu spät bei mir ein, da ich inzwischen mehrmals die Wohnung gewechselt hatte. Lassen wir das Vergangene auf sich beruhen und suchen wir uns für die Zukunft zu verständigen.

Ich würde die Verbindung mit Ihnen ungern abbrechen und Sie würden für mich auch so leicht keinen Ersatz erhalten, denn unter der Legion von Schriftstellern sind sehr Wenige, die für die Literatur in Betracht kommen und das ist doch auch für den soliden Buchhändler, der den Laden nicht heute aufthat, um ihn morgen wieder zu schließen, ein Hauptpunct. Ich bin nicht in Verlegenheit um das Unterbringen meiner wenigen Productionen; es ist mir hier z. B. ein Buchhändler in's Haus gekommen und hat mir für mein, schon im Mspt einigermaßen bekannt gewordenes, Lustspiel bei 1500 Aufl. 500 fl. C. M. geboten. Ich bin nicht darauf eingegangen, wenn bei Ihrem völligen Stillschweigen die Versuchung auch nahe lag, denn ich will mein reifstes Werk nicht dem Verdacht aussetzen, als ob es beschnitten worden wäre, obgleich ich diese Gefahr kaum liefe, da ich die Lebens-Verhältniße darstelle, d. h. aus ihren ersten Anfängen mit Nothwendigkeit entwickle, was nicht, wie das subjective Beschwatzen, den Widerspruch zuläßt.

Der Gesichtspunct, den ich in meinem letzten Brief über die kaufmännische Seite unseres Verhältnißes aufstellte, ist der richtige. Werke, die der National-Literatur von der gesammten Kritik, der feindlichen, wie der freundschaftlichen vindicirt werden, sind nicht nach dem augenblicklichen Absatz zu beurtheilen. Ein Autor, der Jahre auf ein einziges Drama verwendet und seinem ästhetischen Gewißen alle und jede Rücksicht auf das Pecuniaire zum Opfer bringt, ist nicht mit der Brochuren-Elle zu messen. Er wird ja ohnehin erst dann wieder Besitzer seines Werks, wenn der Verleger abgesetzt hat, was er drucken ließ, und leidet also, wenn dieß lange dau-

ert, mehr darunter als der Letztere. Hiergegen wird kein Billig-Denkender etwas einwenden. Freilich würde es seltsam klingen, wenn ein Fingerfix, der sich nur durch die öffentlichen Ausrufer in den Gassen der Literatur bekannt macht, das für sich anführen wollte.

Dies ist die Basis der Verständigung. Im Uebrigen wissen Sie, was ich jetzt habe. Mein Lustspiel (was ich freilich gern zuvor auf dem Theater sähe) die Ihnen bekannten und in Ihren Händen befindlichen Novellen, denen ich meinen noch einmal überarbeiteten komischen Roman hinzufügen würde, und neue Gedichte, von denen Sie Proben kennen. Es dürfte angemeßen seyn, wieder mit etwas Neuem hervor zu treten. Was die Gedichte anlangt, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob nicht die erste Sammlung zu cassiren und eine Gesammt-Ausgabe zu veranstalten wäre.

Die Brochure von Bamberg habe ich erhalten. Glücklicherweise enthält sie nicht mehr Anerkennung, als mir auch sonst wohl schon zu Theil geworden ist, und viel Widerspruch. Ich meinte, er schriebe ein größeres Werk von welchem die Beurtheilung meiner Arbeiten nur einen sehr kleinen Theil bilde. Jedenfalls ist von ihm Bedeutenderes zu erwarten. Eine Regeneration der Kritik wäre Deutschland zu wünschen und von jüngeren Köpfen muß sie ausgehen. Rötscher und Vischer, sonst äußerst respectabel, sind zu vornehm. Sie mustern bloß den Olymp. Wenn die Götter aber einmal gekrönt sind und ihre Altäre haben, kann man ihnen nur noch räuchern. Diejenigen, die noch zwischen Himmel und Erde in der Mitte stehen, kann man nützen. Was gäbe ich z. B. um einen Recensenten, den ich achten könnte, der nur nicht in Lob und Tadel trivial wäre.

Wie steht es denn mit Ihrem Telegraphen? Haben Sie einen Redacteur, der ihm frisches Leben giebt, oder schleppt er sich zu Tode? Es wäre doch Schade. Ich könnte Ihnen einen geistreichen jungen Mann zuweisen, wenn nicht zur Redaction, so doch zu lebhafterer Mit-Arbeiterschaft. Er würde höchst wahrscheinlich unter Ihren Augen sehr bald zur höchsten Würde avanciren. Auch als Producent ist er thätig und verdient Aufmunterung. Er schreibt jetzt einen Roman,

worin er das Proletarier-Thema von einer ganz neuen Seite anfaßt. Ob er zur Versöhnung durchdringt, weiß ich freilich noch nicht, hoffe es jedoch. Frühere Arbeiten von ihm endeten mit Mißtönen.

So viel von literarischen Dingen. Theilen Sie mir recht bald Ihre Ansicht mit, ob wir wieder Etwas vom Stapel laufen lassen, und was. Sie haben, wie ich auf [Grund] eingezogener Erkundigungen erfahren habe, in Ansbach eine Zahlung für mich gemacht. Da wir aller Wahrscheinlichkeit nach in Verbindung miteinander bleiben, so spreche ich nicht vom Rembourſement; im entgegengesetzten Fall erfolgt sie, wann Sie wollen. —

Ich habe mich in Wien verheirathet. Wenn je eine Ehe, so ist diese aus Neigung und Achtung geschloßen. Ich fühle mich durch den Besitz meiner Frau so glücklich, als ein Mensch es seyn kann, und lerne sie mit jedem Tage höher schätzen. Für Diejenigen, die meine Verhältnisse in Hamburg halb kennen, und deren giebt es immer eine Menge, wird meine Verheirathung auffallend gewesen seyn. Vielleicht sind Sie Selbst davon überrascht worden. Ich will Ihnen diese Verhältnße auseinander setzen, weil ich weiß, daß man eine Maße Gerüchte gegen mich in Umlauf bringt und weil ich wünsche, daß Sie Sich meiner annehmen mögen, wenn man die Gränze dessen, was man toleriren und ignoriren darf, überschreiten sollte. Die Dame in Hamburg, die hier in Betracht kommt, ist 10 Jahre älter als ich. Ich habe sie nie geliebt und sie hat das immer gewußt. Umstände, die ich nicht machte, führten uns zusammen; ich wurde ihr Freund, sie wollte mir, ungeachtet sie meine Gefühle kannte, leider mehr werden, das erklärt Manches. Sie hat mir hundert Mal gesagt und geschrieben, daß ich frei sey, daß sie sich auf eine endliche Trennung von mir gefaßt mache, daß ich mich, wenn das Herz mich triebe, verheirathen könne. Ich fand dieß edel und schätzte sie wegen dieser Aufopferungs-Fähigkeit, die sie mir zeigte, unendlich hoch, ja ich suchte mich zu zwingen, sie zu lieben, und überredete mich zuweilen, es wirklich zu thun. Ich verließ Hamburg, die Feßel der Gewohnheit wurde zerbrochen, ich war 3 Jahre im Ausland. Sie litt inzwischen außeror-

dentlich viel, mir selbst wurden große Schmerzen aufgelegt, aber ich empfand fast noch größeres Mitleid um sie, ja ich beschloß einmal, sie zu heirathen, aber als es zur Ausführung kommen sollte, schauderte ich vor der Unsittlichkeit, die darin lag, aus Mitleid und Erbarmen eine Ehe zu schließen, und zitterte vor den Folgen. Sie fuhr auch jetzt noch fort, mir die Versicherungen unbedingtester Freiheit zu geben. Ich kam nach Wien, ich lernte dort durch eine seltsame Kette von Zufällen — denn ich stand schon auf dem Sprung, weiter zu reisen — meine Frau kennen, ich schrieb ihr davon. Nun aber war sie auf einmal eine Andere, und je inniger mein neues Verhältniß wurde, je mehr es mit einer ernsten Wendung drohte, was sie durch mich, nie durch die immer so vorlauten Blätter erfuhr, je leidenschaftlicher und rücksichtsloser entwickelte sich aus ihr eine mir ganz unbekannte Seite ihrer Natur. Ich will nicht glauben, daß sie mir Komödie gespielt, daß sie mich nur darum freigesprochen hat, um mich durch diesen Edelmuth selbst fester zu binden, aber gewiß hat sie mit sich selbst Komödie gespielt. Sie schreibt mir Brief nach Brief voll der bittersten Vorwürfe und da sie die mir von ihr eingeräumte Freiheit, diesen Schritt zu thun, nicht läugnen kann, so behauptet sie, ich habe diese Freiheit gemißbraucht und sie würde völlig zufrieden seyn, wenn ich ein anderes Mädchen geheirathet hätte, was dann natürlich eine neue Selbsttäuschung ist. Unbesonnene Menschen kommen hinzu und verwirren sie mit sich selbst mehr und mehr, und von ihren Angehörigen darf ich das Aergste erwarten; glücklicherweise geht ihre Macht, mir zu schaden, nicht über eine einseitig verläumderische Darstellung des hier in Frage stehenden Verhältnißes hinaus. Ich habe seit Jahren die Sorge für die Existenz meiner Freundin getragen; ich habe, was ich nicht anführe, weil ich es für etwas Besonderes halte, sondern nur, weil es den Ernst meiner übernommenen Pflicht-Erfüllung verbürgt, ihretwegen in Italien Schulden gemacht; ich werde mich ihrer in Zukunft ebenso treu annehmen. Nur dazu konnte ich mich nicht entschließen, eine Ehe einzugehen, die mich, und dann doch wohl auch sie, unglücklich gemacht hätte, und also ohne geistiges, wie ohne

materielles Fundament gewesen wäre. Dem Schmerz ist viel zu verzeihen und ich bin bereit und geneigt, Alles stillschweigend zu ertragen, was ich ertragen darf; auch verzweifle ich noch nicht daran, das Verhältniß wieder in die Grenzen des Menschlichen zurück zu führen. Ich habe es mir jedoch nicht versagen wollen, Sie, als den einzigen mir befreundeten Mann in Hamburg, mit dem ich in schriftlicher Verbindung stehe, über den wahren Sach=Verhalt aufzuklären, damit Sie, wenn man zu weit gehen sollte, Sich meiner, des Abwesenden, annehmen können. Ich bin überzeugt, daß Sie Interesse genug für mich haben, es zu thun. Daß meine Darstellung durchaus treu und wahr ist, wird meine Correspondenz mit der Dame, die sich in ihren Händen befindet, belegen; sie zeige aber das Ganze auf, nicht einige Auszüge, die nur durch das Ganze die richtige Beleuchtung erhalten. Ihnen empfehle ich mich also an.

Daß meine Heirath auf meine Ideen und Principien keinen Einfluß hat, versteht sich von selbst. Nicht einmal mein Verhältniß zum Theater wird sie merklich ändern. Das Alles wird die Zukunft lehren. Antworten Sie mir bald. Ich hoffe, es geht bei Ihnen Alles längst wieder, wie es soll. Was macht denn Wienbarg? Ich verreise nächstens, aber Briefe werden mir nachgeschickt.

Der Ihrige
Fr. Hebbel Dr. phil.

Adr.
Josephstadt, Quergasse No. 227,
2 Stock, Thür 13

Wenn Sie können, d. h. ohne besondere Unbequemlichkeit, so senden Sie mir einige Ex meiner Schrift über das Drama, und die etwa noch restirenden von Maria Magdalena.

Am 8. Juli 1846 lief die (nicht erhaltene) Antwort Campes auf diesen Brief Hebbels ein. Sie scheint sachlich und verständig gehalten gewesen zu sein und enthielt das Versprechen, den Dichter gegen et=

waige Verleumdungen, die ihn wegen des Bruches mit Elise in Hamburg treffen könnten, in Schutz zu nehmen. Die Gelegenheit ließ sich Campe nicht entgehen, seine alte Feindin Amalia Schoppe als Hauptintrigantin gegen Hebbel hinzustellen. Inwieweit sie sich in dieser Hinsicht schuldig gemacht hatte, läßt sich nicht ermitteln. Aber Hebbel schenkte Campe Glauben und notierte damals aus dem im folgenden mitzuteilenden Briefe (vom 23. September 1846) in seinem Tagebuche (III, Nr. 3693, Seite 105) die Stelle: „Sie (Amalia Schoppe) schenkt Stecknadeln und kassiert den Dank mit dem Dolch ein." Dieser Brief soll, obwohl er dem Zeitpunkte seiner Abfassung nach erst an eine spätere Stelle gehörte, da er sich sachlich an den vorhergehenden anschließt, schon jetzt zur Besprechung und zum Abdrucke gelangen.

Von Hamburg drohte damals nicht nur durch die Schoppe Unheil. Georg Schirges, Gutzkows Nachfolger als Redakteur des „Telegraphen"*), unterließ es bei keiner Gelegenheit, sich seinem Vorgänger gefällig zu erweisen und den bei diesem mißliebigen Hebbel unsanft anzufassen. Charakteristisch hiefür ist in einem Aufsätzchen „Literarische Notizen aus Hamburg" der „Grenzboten" (1842, I, 560, unterzeichnet —g— [= Schirges] der Passus: „Hebbel lebt außerhalb der Stadt, man hört und sieht wenig von ihm, seine Gedichte werden bei Campe erscheinen, seine Genoveva soll schön sein. Uebrigens leidet er an jenem stark ausgeprägten Uebel, das man schroffen Ehrgeiz nennt, das macht ihn ungenießbar."

Aus diesem mißgünstigen Geiste ist auch eine den „Diamant" betreffende Notiz im „Telegraph" zu erklären**), über die sich Hebbel in

*) Die Angelegenheit der „Telegraphen"redaktion erfährt durch zwei ungedruckte Briefe von Campe und Schirges, die ich im Anhange mitteile, ihre Beleuchtung.

**) Sie lautet: „Hebbels Lustspiel „Der Diamant" soll voll Witz und Geist sein, aber leider keine Darsteller finden. Es handelt sich darin um Veranschaulichung einer höchst komischen, noch nie dagewesenen Szene; ein verschluckter Diamant soll nämlich vor den Augen des Publikums auf eine

dem folgenden an Campe gerichteten Briefe beschwert, der recht eklatant den großen Gegensatz zwischen der Hebbel übelwollenden Hamburger und der ihm damals noch wohlwollenden Wiener Journalistik erweist. Für einen ihrer Wortführer setzt sich Hebbel in diesem Briefe ein, der als einziger den Hinweis auf eine Wiener journalistische Verbindung des Dichters gibt: die mit Andreas Schumachers „Gegenwart". Er hat dieser sonderbarerweise niemals in anderen Briefen oder in den Tagebüchern gedacht, weshalb sie auch allen seinen bisherigen Biographen und Bibliographen verborgen blieb. Und gerade diese Verbindung gehört zu den wichtigsten, die Hebbel in Wien anknüpfte.

Andreas Schumacher und sein Blatt, das er am 1. Oktober 1845 begründete*), sind die erfreulichsten und wertvollsten journalistischen Erscheinungen des vormärzlichen Wien. Der Redakteur war eine den landläufigen Typus der damaligen Wiener Redakteure hoch überragende Persönlichkeit, die Takt und Geschmack hatte, sich von der Sensationsgier seiner „Kollegen" strenge fernhielt und neben Ludwig August Frankls „Sonntagsblättern" das einzige vornehme und saubere Wiener Blatt herausgab. Hoch soll man es Schumacher anrechnen, daß er all die saft- und kraftlosen, geist- und skrupellosen Skribenten Wiens von seinem Blatte fernhielt und diesem die Beiträge der besten Dichter der vierziger Jahre zuzuführen trachtete.

Hebbels Ankunft in Wien begrüßte Schumachers „Gegenwart" mit unverhohlener Freude. Kaum hatten am 23. November 1846

Weise wieder zu Tage kommen, die zwar natürlich, aber doch allzu barock ist, als daß sich jemand zu dieser Rolle verstehen möchte." („Telegraph" 1846, Nr. 131.)

*) Diese Begründung war dadurch ermöglicht worden, daß durch das Eingehen des berüchtigten Blattes „Der Adler" des noch berüchtigteren Dr. Groß-Hoffinger eine Zeitungskonzession in Wien erledigt war. Mehr als eine genau präliminierte Anzahl von Zeitungen gestatteten Fürst Metternich und sein Zensuradlatus Graf Sedlnitzky nicht. Vgl. darüber die Mitteilungen in meinem „Johann Peter Lyser", Seiten 425—429.

Frankls „Sonntagsblätter" die erste Nachricht von seinem Eintreffen in der Kaiserstadt an der Donau gemeldet (vgl. TW III, Nr. 3874, Seite 147), als die „Gegenwart" am 24. November sie bedingt wiederholte. („Hebbel, der bekannte dramatische Dichter, soll soeben in Wien angekommen sein." Gegenwart 1845, Nr. 45.) Über die Soiree zu Ehren Egon Eberts, der Hebbel anwohnte und wobei er Gegenstand lauter Ehrungen war, wurde ausführlich berichtet („Gegenwart", 1845, Nr. 60) und bald danach die Nachricht veröffentlicht: „(Friedrich Hebbel,) der geniale Dichter befindet sich noch in Wien und arbeitet emsig an einem neuen Werke. Vielleicht sehen wir bald eines seiner dramatischen Werke auf dem Hofburgtheater dargestellt." (1845, Nr. 71.)

Unklar bleibt, ob Hebbel durch seinen getreuen Siegmund Engländer der „Gegenwart" so interessant geworden war, oder ob nicht umgekehrt er Engländer der „Gegenwart" als Mitarbeiter zuführte. Jedenfalls sind im Jahre 1846 beide mit Beiträgen in diesem „politisch-literarischen Tagsblatte" vertreten (Engländer mit Theaterkritiken, vgl. u. a. 1846, Nr. 103). Hebbels Name erscheint seit dem Beginne des Jahres 1846 wiederholt in dieser Zeitschrift, und zwar publizierte er dort zum ersten Male zwei seiner in Italien entstandenen Epigramme, deren Druck er bereits Campe angetragen hatte, die aber erst 1847 (mit der Jahreszahl 1848) bei J. J. Weber in Leipzig in Buchform erschienen. (In Abschnitt II werden diese Veröffentlichungen, da sie textkritisch wertvoll sind, eingehender besprochen.)

Zugunsten Hebbels trat Schumachers Blatt weiterhin nachdrücklich ein. Ein Wiener Dramatiker, Otto Prechtler*), der seiner Zeit neben Friedrich Halm als ein vollwertiger Dichter galt — es war eine arme Zeit! — beschäftigte sich in Nr. 1 des Jahrganges 1846 mit „Friedrich Hebbel und seine Stellung zu dem deutschen Drama". Da diese nicht immer tiefgreifende, in Einzelheiten aber kluge Würdigung Hebbels zu den ersten und eingehendsten gehört, die er in Wien erfuhr und Prechtler damals zu den beachtetsten Wiener Schrift-

*) Vgl. Hebbels Brief an ihn (30. Juni 1846, BW III, 343).

stellern gehörte, deren Wort man lauschte, wird sein Aufsatz im Anhange dieses Buches abgedruckt. Bald danach (1846, Nr. 31) veröffentlichte die „Gegenwart" „Hebbels Ansicht über die Darstellbarkeit dramatischer Produkte". Aus dem Vorworte zur „Maria Magdalene" wurde der Abschnitt (vgl. HW, XI. Band, Seite 52, Zeile 15 bis Seite 55, Zeile 18) abgedruckt. Voran gingen folgende einleitende Bemerkungen:

„Wien hat noch wenig für die Anerkennung Hebbels getan und ist ihm, so zu sagen, noch Gerechtigkeit schuldig. Der Dichter befindet sich in unseren Mauern und sollte, wenn er auch zurückgezogen lebt, von uns besser gewürdigt werden. Da seine Schriften hier noch weit weniger verbreitet sind, als sie verdienen, so können wir es für nicht überflüssig achten, auf die bedeutungsvolle Tiefe seines Vorwortes zur ‚Maria Magdalene' hinzuweisen, welches das dramatische Glaubensbekenntnis eines der ersten Dramatiker der Zeit enthält.

Bei dem großen und gerechten Anteile, dessen Hebbels dramatische Werke sich in ganz Deutschland erfreuen und bei den sich kreuzenden Ansichten, welche sich von Zeit zu Zeit über ihre Bühnenfähigkeit kundgeben, dürfte es von besonderem Interesse sein, eine Stelle aus dieser Vorrede herauszuheben, in welcher der Dichter selbst sich über die Anforderungen ausspricht, welche die Bühne an den Verfasser eines dramatischen Produktes zu stellen berechtigt ist."

Von sonstigen Mitteilungen der „Gegenwart" sind ein paar von Interesse. 1846 (Nr. 147) meldete sie:

(Der berühmte Verfasser der „Judith", Friedrich Hebbel) reiste gestern mit seiner Gemahlin nach Berlin, wo er sich einige Zeit aufhalten und dann wieder nach Wien zurückkehren wird, um hier seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Die Nachricht war falsch; an Ludwig Gurlitt schrieb Hebbel am 26. November 1846 (BW III, 354): „Ueber Berlin . . . hoffe ich Manches von Dir zu hören. Es interessiert mich umsomehr, als ich die Stadt gelegentlich auch einmal zu besuchen gedenke." Dagegen war eine in Nr. 180 (vom 7. August 1846) gebrachte Nachricht der

„Gegenwart" über ein Ofen-Pester Gastspiel von Christine Hebbel-Enghaus richtig; Hebbel begleitete sie hin und gebrauchte dort gegen sein langwieriges rheumatisches Leiden heiße Bäder (vgl. den früher zitierten Brief an Gurlitt, Seite 352).

Sehr interessant ist folgende Notiz in Nr. 188 (17. August 1846) der „Gegenwart":

„(Friedrich Hebbel) beschäftigt sich gegenwärtig mit der Abfassung eines größeren Werkes über das deutsche Theater mit besonderer Berücksichtigung des Wiener Hofburgtheaters. Was in einigen Blättern davon verlautete, daß er seine Stücke für die Bühne bearbeitet habe, ist gänzlich grundlos."

Eine Kontrolle dieser Nachricht war nicht möglich; irgendwelche ähnlich lautende Nachrichten oder Erwähnungen dieser Absicht, eine Geschichte des deutschen Theaters zu schreiben, finden sich weder in Hebbels Briefen noch in den Tagebüchern. Vielleicht geht die Notiz auf ein Gespräch Hebbels mit Engländer zurück, der dieses dann sofort journalistisch verwertete.

Mit Sicherheit läßt sich auch ein zweiter Gegenstand nicht feststellen, der vielleicht zu der Verbindung Hebbels mit der „Gegenwart" gehört. Hier findet man anfangs 1846 kleine novellistische Skizzen, die mit H. signiert sind. Eine davon, „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst" (Nr. 10) wäre möglicherweise Hebbel zuzusprechen. Es ist ein Bildchen aus dem Leben einer wandernden Schauspielertruppe, die im Norden Deutschlands umherzieht. Ich wüßte nicht, wer im damaligen Wien Erzählungen, die in norddeutschem Milieu spielen, vorgetragen hätte und wer von allen Autoren seine novellistischen Beiträge (bei anderen kommt es vor) nur mit dem Anfangsbuchstaben und nicht mit dem vollen Namen gezeichnet hätte.

Die regen Beziehungen zwischen Hebbel und der „Gegenwart" sprechen auch aus dem ersten Absatze seines Briefes vom 23. September 1846 an Julius Campe, bei dem er sich um einen Hamburger Korrespondenten für das Blatt bemühte. Dieser schlug den Redakteur seines Telegraphen, Georg Schirges, vor (vgl. den nächst-

folgenden Brief Campes), für den indessen Hebbel keinesfalls, da er selbst mit ihm starke sachliche und persönliche Differenzen hatte, eintreten konnte. Korrespondenzen aus Hamburg finden sich aber nach Hebbels Schreiben wirklich in der „Gegenwart", und zwar am 6. Oktober, 12. und 17. November 1846. Sie sind „Hans von Birken" unterzeichnet; wer sich unter diesem Pseudonym verbarg — der Held in Kotzebues Lustspiel „Das Intermezzo oder der Landjunker zum ersten Male in der Residenz" heißt so — ließ sich nicht ermitteln, ebenso nicht, ob Campe der Vermittler zwischen dem Korrespondenten und der „Gegenwart" war.

Mit dem Jahre 1846 war der Anschluß Hebbels an Schumachers Zeitschrift beendet. (Während der Wiener Revolution ging das Blatt, das sich seines vornehmen Tones wegen unter dem schreienden Chorus einer fast tobsüchtig gewordenen Journalistik nicht behaupten konnte, Ende April ein; Schumacher büßte seine schriftstellerische Teilnahme an der Bewegung mit zwölfjähriger Festungshaft „in schweren Eisen!") Im Jahrgange 1847 begegnet Hebbels Name nur dreimal. Aus Köln kam in Nr. 5 vom 7. Januar die Nachricht, daß „Maria Magdalene" dort sehr gefallen habe — eine gegenüber den sonstigen Berichten (vgl. den in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", über den sich Hebbel weidlich ärgerte; TW III, Nr. 3883, Seite 158) sehr wohlwollend gefärbte Mitteilung. Am 7. Januar (Nr. 5) wollte die „Gegenwart" wissen, daß Hebbel ein neues fünfaktiges Trauerspiel vollendet habe, das den Titel „Cäcilia" führe. Natürlich kann es sich bei dieser „Cäcilia" nur um die schon in Rom begonnene „Julia" handeln, die aber nicht fünf-, sondern dreiaktig ist und nicht anfangs, sondern erst im Oktober 1847 vollendet wurde.

Die letzte Erwähnung Hebbels in der „Gegenwart" scheint auf eine zwischen ihm und Schumacher eingetretene Entfremdung hinzudeuten. Die in dem Taschenbuche „Huldigung den Frauen" für 1848 abgedruckte Novelle „Schnock" erfuhr in dem Blatte durch Oskar Falke — der als Herausgeber des „Studentencourier" im Jahre 1848 eine sehr einflußreiche Rolle spielte — eine nicht sehr

warme Besprechung. Der Referent spricht von der „eigentümlichen Art und Weise Hebbels, die zwar etwas sonderbar und seltsam, aber auch höchst originell ist". So wäre in der „Gegenwart" wohl nicht referiert worden, wenn Hebbel in weiteren Beziehungen zu dem Herausgeber gestanden wäre. Daß er dessen außer in dem Briefe an Campe nirgends gedenkt, erweist übrigens auch, daß der Verkehr nicht lange anhielt. Und nun sei Hebbels Schreiben an Campe, das den Anlaß zur Darstellung seiner Verbindung mit der „Gegenwart" lieferte, wiedergegeben. Es lautet:

Wien, den 23. September 1846.

Ihre freundschaftliche Zuschrift vom 8. Juli, lieber Campe, hätte ich längst beantwortet, aber ich empfing sie erst Anfang August bei meiner Zurückkunft von einer kleinen Reise, und nachher hat mich die Grippe auf eine so unangenehme Art in Anspruch genommen, daß ich zu Nichts kam. Noch jetzt bin ich nicht ganz hergestellt, ich darf es jedoch nicht länger aufschieben, Ihnen zu schreiben, denn ich habe dem Redacteur der Gegenwart, des einzigen gesinnungsvollen Blattes, das hier erscheint, Herrn A. Schumacher versprochen, ihm womöglich in Hamburg einen Correspondenten auszumitteln und das kann nur durch Ihre Beihülfe geschehen. Herr A. Schumacher wünschte jeden Monat einen Bericht, der sich natürlich nicht ausschließlich über Hamburger Zustände zu verbreiten brauchte, sondern sich zugleich mit den allgemeinen Norddeutschen beschäftigen könnte; er honorirt anständig und sicher und würde auf jeden annehmbaren Vorschlag eingehen. Freilich müßte er auf einige Berücksichtigung der hiesigen Verhältniße rechnen dürfen, ein Kamel geht nicht durch ein Nadelöhr. Wenn sie eine qualificirte Person wüßten und dieser den Antrag machen möchten, so würden Sie einen Mann verbinden, der Förderung und Unterstützung verdient. Der Correspondent in spe brauchte dann nur einen Bericht an die Redaction der Gegenwart einzusenden und seine Honorarbedingungen beyzufügen.

Nun zur Antwort. Für Ihre Bereitwilligkeit, mir in der bewußten

Angelegenheit zu dienen, sage ich Ihnen meinen besten Dank. Ich hoffe selbst, daß die Vernunft sich wieder einstellen wird, und werde es wenigstens nie bereuen, daß ich gethan habe, wozu ich in jedem Sinn, nicht bloß im gemeinen, berechtigt war. Meine Freundin hätte sich auch sicher anders benommen, wenn sie nicht von allerlei Leuten aus allerlei Gründen aufgehetzt worden wäre. Daß auch Frau D. Schoppe in der Sache thätig sei, hätte ich errathen sollen. Dieß ist eine furchtbare Frau. Sie schenkt Stecknadeln und cassirt den Dank mit dem Dolch ein.

Es freut mich aufrichtig, daß Ihre Ehe bereits mit einem Sohn gekrönt worden ist. Der wird Ihnen große Freude machen. Ich wollte diesen Herbst in Berlin gewesen seyn, aber die verfluchte Grippe hat mir 4 Wochen gekostet und jetzt fühle ich mich so zum arbeiten aufgelegt, daß ich nicht weiß, ob ich noch gehe. Es ist aber dennoch möglich. Wienbarg's amerikanisches Project hat mich in Verwunderung gesetzt. Er kann ja nur auf eine Zeitung speculiren, diese wird ihm schwerlich eine Leiter ins Paradies bauen. Die Deutschen, es ist meine schmerzlich feste Ueberzeugung, sind überall Lumpenpack was allgemeine Verhältniße betrifft; sie würden sich einen steinernen Roland verschreiben, wenn ein lebendiger fehlte. Man muß sie im Auslande sehen!

Mit Ihrem Telegraphen sieht es mißlich aus. Wenn ein Mensch mit 3 Kindern davon zehrt, so ist es allerdings unmöglich, ihn fortzujagen, so lange ihm noch kein Onkel aus Surinam zurückgekehrt ist. Auf der anderen Seite ist aber auch zu beklagen, daß ein Blatt, welches in tüchtigen Händen viel werden könnte und durch den Redacteur selbst, bei dessen zweideutiger Stellung die Mitarbeiterschaft bedeutender Kräfte ausschließt. Ich selbst würde sonst unter angemeßenen Bedingungen eine regelmäßige vielleicht den ganzen kritischen Theil umfaßende Theilnahme zusagen können, denn Wien liegt nicht außer der Welt und ich habe ein Unendliches an ästhetischen Ideen aufgespeichert. Sie werden über die Mannigfaltigkeit meiner Epigramme erstaunen, und darin hab ich noch wenig niedergelegt. Aber so! — Laßen

Sie mich Eins wißen! Ist die Lügen-Notiz, die ich hier beilege wirklich aus dem Telegraphen? Sie ist durchaus erlogen und in infamer Absicht, nämlich um meinem besten Werk noch vor der Erscheinung zu schaden, hinein gesetzt; auch ist die Absicht vorläufig erreicht, man hat die Notiz verbreitet und ich sehe mich dadurch genöthigt, das Werk schneller, als ich sonst vielleicht gethan hätte, in die Presse zu geben. Für diese Verläumdung meines Kindes vor der Geburt — nach derselben hat jeder Blinde die Befugniß, es buckligt zu schelten — kann die Züchtigung kaum groß genug sein. Herr Schirges hat ohnehin schon einen zweideutigen Streich gegen mich begangen. Er gab mir, unaufgefordert, Briefe mit nach Paris und es waren Frachtzettel. Ich bitte Sie sehr, klären Sie mich über das Factum auf.

Der Diamant ist keiner Theater-Direction angeboten worden, es hat ihn keine in Händen gehabt, obgleich er bei geringen Veränderungen gespielt werden kann, wenn auch nicht in Wien, und sicher gespielt werden wird. Wie kann der Sch. behaupten, er fände keine Darsteller. Er hat noch keine gesucht, Sie kennen mich, ich hausire nicht gerne mit meinen Waren. Das Stück ist jetzt 5 Jahre alt, ich habe eine unendliche Sorgfalt darauf verwendet und weiß, wenn irgend etwas von mir Werth hat, so ist es dieß Bild, das aus der absurdesten Kleinigkeit die ungeheuersten Folgen ableitet. Ich will es jetzt drucken lassen; wenn eine verständige Kritik uns nur ein wenig zu Hülfe kommt, kann der Erfolg nicht ausbleiben und dafür müßen Sie dießmal sorgen. Einem hiesigen Buchhändler gebe ich es nicht, obwohl Sie Sich nicht sehr aufmunternd gegen mich äußerten. Ich lege den Brief des Mannes bey; sein Anerbieten war noch glänzender als ich Ihnen schrieb. Wenn Ihnen aber an der Verbindung mit mir, der ich jetzt, wie Sie sehen, ein nicht unerhebliches Geldopfer bringe nur halb so viel liegt, wie mir an der mit Ihnen, so werden Sie gegen 40 Ldor. (natürlich, wie früher, für die erste Auflage von 1500 Exemplaren) keine weiteren Einwendungen machen. Theilen Sie mir dann rasch Ihren Entschluß mit, das Manuscript liegt fertig und ich sende es Ihnen gleich. Auch die Epigramme wären sehr an der Zeit.

Nun bitte ich Sie noch, mir jetzt, und zwar mit fahrender Post meine Novellen zurückzuschicken. Es sind folgende: 1, Matteo, 2, Anna, 3, Rubin, 4, Pauls merkwürdigste Nacht, 5, Nacht im Jägerhause. Ich bitte Sie, dieß umgehend expediren zu lassen, denn ich bin um die Sachen verlegen, ich habe einem Journal versprochen. Wenn Sie Recensionen für mich haben, lassen Sie sie beipacken. Hier sehe ich wenig. Den Brief der Dollschen Buchhandlung erbitte ich zurück.

Auf Ihre neuen Verlagsarticel bin ich sehr begierig und bin im Voraus überzeugt, daß mich die Persische Nachtigall besser ansprechen wird, wie ihr künstliches Echo in Deutschland. Mein Schriftchen „ein Wort über das Drama" senden Sie gefälligst an Tendler et Scheffer.

In Hoffnung baldigst von Ihnen zu hören, damit ich das Stück senden kann, bin ich Ihr freundschaftlichst ergebenster

Friedrich Hebbel.

Campes Antwort auf diesen Brief hat sich erhalten. Sie ist vom 7. Oktober 1846 datiert und enthält in des Verlegers derber, so wenig wohlwollender Art eine bittere Abrechnung mit Hebbel, mit dessen Werken im Vormärz so schlechte Geschäfte zu machen waren. Campe retournierte Hebbel die ihm vor Jahren handschriftlich eingesandten Novellen, deren Rücksendung dieser in dem Briefe vom 23. September 1846 neuerdings begehrt hatte. Den Verlag lehnte er ab und legte Hebbel eine Liste der bis dahin abgesetzten Bände jedes einzelnen seiner Werke vor, die (soviel muß objektiv zugegeben werden) den Verleger nicht allzusehr ermutigen konnte, Neues in Verlag zu nehmen. Dennoch schien Campe — man kann das zwischen den Zeilen lesen — nicht abgeneigt, auch den „Diamant", dessentwegen Hebbel damals mit ihm unterhandelte, zu verlegen (er tat es ja dann wirklich). Sein buchhändlerischer Stolz bäumte sich nur dagegen auf, daß einer „seiner" Autoren mit einem anderen Verleger — Hüttner, Enkel Dolls in Wien — angeknüpft hatte, und diesem Enkel „gönnte er eine Belehrung". Es war Julius Campes

Art, Autoren und Konkurrenten zu schulmeistern . . . Und er bildete sich wohl viel auf seine Milde ein, daß er nur jeden anderen und nicht auch gleich Hebbel, der ihm Vorschriften machen zu wollen schien, „in die Grenzen der Bescheidenheit" verwiesen hätte!

Daß Campe in seinem Briefe den Redakteur seines „Telegraphen", Georg Schirges, nach Kräften in Schutz nahm, darf man ihm nicht übelnehmen. Erfreut wird Hebbel von der Nachricht, daß sein Verleger gerade Schirges zum Berichterstatter der „Gegenwart" ausersehen hatte, nicht gewesen sein. Es ist auch kaum anzunehmen, das „Hans von Birken" mit Schirges zu identifizieren sei, vielmehr dürfte Schumacher von anderer Seite ein Korrespondent empfohlen worden sein. Mit Franz Schuselka, den Campe in seinem Briefe erwähnt, war er zum ersten Male durch ein Schreiben aus dem Jahre 1845, das sich erhalten hat, in Verbindung getreten.

Campe schrieb an Hebbel:

Hamburg, den 7. Oktober 1846.

Lieber Hebbel!

Am 3. d. hatte ich ein Postpaket nach Leipzig zu senden, damit sandte ich Ihre Novellen an Fr. Volckmar, dieser ist Commissionär von Tendler & Schäfer und bat, das Paket diesen Herren beizupacken, wo Sie es in diesen Tagen finden werden.

In meinem vorigen Brief sprach ich Ihnen von den Resultaten, die Ihre Produktionen geliefert haben und verhieß Ihnen eine Uebersicht — Brockhaus hatte mit Eckermann (Gespräche mit Goethe) eine Fehde — Prozeß — der gedruckt vorliegt. Nach dieser Basis contrahirte des Todten Enkel, von diesem werden Sie jenen gedruckten Prozeß leihen können. Lesen Sie ihn, dann werden Sie finden, daß B. eine Liste über die Versendung ablehnte, „weil sie zu mühsam sei". Ich habe diese Liste nicht zu mühsam gefunden, Sie empfangen Sie mit den Novellen. Jeder Artikel hat (hintereinander) in besonderer Linie sein Conto; Sie sehen was jede Handlung davon als Neuigkeit erhielt; was sie davon und dem Nachverlangten be-

halten hat, ist mit rother Tinte geschrieben. Die Liste ist speziell und namentlich bis zum Jahre 1845 fortgeführt. Ich bitte Sie, bei Ihren befreundeten Buchhandlungen zu fragen und sich zu überzeugen, daß wir richtig gebucht und das Abgesetzte angegeben haben, also keine Maschination vorliegt, sondern das ehrliche offne geschäftliche Ergebniß Ihnen geboten haben, das sehr demüthigend für Sie ist. Sie wollen dabei nicht aus den Augen verlieren, daß ich Ihnen nie vorgejammert oder geklagt habe. Ruhig und getrost druckte ich Ihre Artikel und nahm die Anweisung auf die Zukunft an, mit derselben Zuversicht, wie der arme Teufel aus den Händen des Pfaffen die Anweisung auf den Himmel entgegennimmt. Wie dieser nicht zweifelt, nicht rechnet, gläubig das Verheißene annimmt, ebenso vertrauensvoll harrte ich der Erfüllung Ihrer Zukunft ohne zu rechnen.

Mit einem Male fühlen Sie sich so gestellt, als habe sich ein glänzendes Geschäft dargestellt, wo bis jetzt nur mit effektivem Verlust gearbeitet ward.

Sie provocirten mich zum Rechnen: ich habe gerechnet und Ihnen das höchst trübselige Resultat vorgelegt; es bestätigt dieses wie der gemachte Absatz Ihnen zeigt:

Judith	120	Exemplare	Absatz	120	R. Thaler
Gedichte	108	„	„	108	„
Genoveva	139	„	„	139	„
Mein Wort	82	„	„	20	12
Magdalena	114	„	„	114	„
				501	12
			1/3 Rabatt	167	4
Buchhändler Zahlung, das ist weniger als				334	8
preuß. Crt. 4 Pfg. pr Thaler				4	15
also reine Einnahme noch nicht 500 Ex.				329	17

Ich frage Sie bei solchen kläglichen Resultaten, die nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern durch Zahlen bestätigt, was kann, was soll der Verleger geben. Sie können nachrechnen, daß das Papier

dadurch nicht gedeckt ward. Wo bleibt der Druck, das Honorar und alle die Spesen für Versendung, Heften, Packmaterial, Buchführung und der Verlust bei bankerotten oder nicht zahlenden Handlungen? die von Jahr zu Jahr häufiger werden. Wenn ein Junger unerfahrener Mensch, wie der Enkel von 3000 Absatz redet, so ist das ein Wort, eine Condition, die wünschenswerth bleibt — stände die Sache so; denn natürlich stehen wir auf einem Punkt, wo sich andere Blicke als die der Gegenwart präsentiren. Ich gönne dem jungen Mann eine Belehrung, er möge das Stück verlegen und so lernen, was er noch nicht weiß. Er denkt an Halm und solche Dichter, er kennt die Mühen des Dichters nicht, der ohne Rücksicht auf den großen Haufen Höheres erstrebt. Wer wie Halm Charaktere schafft, Liebhaber hinstellt, die Räuber und Spitzbuben aus purer Liebe werden, der muß imponiren; und die Aristokratie hinter ihm, die den Quark begierig frißt.

Den merkantilen Massstab habe ich Ihnen treu und wahr gegeben, weil Sie ein bischen übermüthig auftreten. Sehen Sie sich das Ding an, prüfen Sie es, dann erst wollen wir weiter über den Gegenstand reden. Wir kennen uns lange genug, wir wissen beide, was wir von einander zu halten haben. Ich bin Ihnen diese Aufklärung schuldig. Es thut mir leid, daß der Stand der Dinge kein besserer ist. Aber ich bemerke Ihnen, daß ich diesen nicht zu ändern vermag; denn wie ich die Werke versendet habe, das sehen Sie. Erhielt doch Gerold 50 Judith und braucht glaube ich davon keins. Arnold in Dresden, der von allem eine Menge absetzt, wo ein so hoch gebildetes Publikum vorhanden ist, setzte nicht ein Exemplar ab. Wenn am grünen Holze das dürre sitzt, was soll denn bei den übrigen kleinen Leuten zu erwarten seyn? Wirklich, lieber Hebbel, ich mag mich nicht gehen lassen, Ihnen stärkeres zu sagen, dazu ehre und achte ich Sie zu hoch. Jeder andere würde bei ähnlichen Umständen eine gehörige Zurechtweisung in die Grenzen der Bescheidenheit empfangen.

Die Notiz im Telegraphen datirt daher: Amalia Schoppe hatte von der Berliner Schauspielerin (Stich) diese Erscheinung auf jene natürliche Weise gehört und sie so Schirges erzählt. Ein Journalist kann alles gebrauchen, so kam sie in den Telegraphen, ohne Arg. Er wird Ihnen selbst darüber schreiben und Sie davon überzeugen. Glaubwürdig ist die Sache, weil sie natürlich ist und sie anderweitig in der Judith — Maria Magdalena Sachen auf die Bühne bringen, die von der zarteren Form abweichen — die Schuld seyn mögen, daß der Versuch sie in Szene zu setzen gerade in diesen Nebendingen Schwierigkeiten macht. Sie haben es so gewollt; die Folgen müssen Sie für diesen Willen hinnehmen. Ich murrte nicht, ich klagte nie — was konnte das helfen? Sie schreiben nicht für mein Interesß, folglich maße ich mir keinen Einfluß darauf an, wenn ich allerdings wünschte, Sie mögen Bühnenfeger werden. Ein Stück, das nicht aufgeführt wird, kann nie als Handelsartikel Glück machen — darüber sind wir jetzt gewiß einig, Sie sehen es ja am Resultate.

Für Herrn Schumacher wüßte ich als Referenten keinen besseren als Schirges; ich sagte es Anderen. Keiner will für ein Wiener Blatt schreiben. Schuselka bot ich es, als Wiener an; der lachte und spottete über meinen Antrag nach Herzenslust.

Wie ist es möglich, daß bei einem so lumpigen Resultat Ihr Ruf, die Ihnen gezollte Anerkennung, die gegenwärtige Höhe erreichte. Das will ich Ihnen im Vertrauen sagen — durch den Druck Ihrer Sachen, die nicht abgingen zahlte ich die Kriegskosten — das Lehrgeld — für Ihren Ruhm. Gekauft sind die versendeten Ex. nicht, aber desto mehr gelesen, an der Seite aufgeschnitten zurückgekommen. Sie werden bekannt, man zollte Ihnen Beifall, man munterte Sie auf. Mir gegenüber sind Sie munter und aufgeregt worden — führte ich nicht so gerne Buch und Rechnung, wäre ich von Ihren Ansprüchen überrumpelt worden, hätten Sie mir glauben können? Nein, das konnten Sie nicht und werden es trotz dieser Belege nicht. Aber ich bin einmal, was ich bin. Was mache ich mir daraus einen Beitrag

zur Literaturgeschichte, wie Sie ihn empfangen, abdrucken und als Gratisbeilage einigen Journalen beifügen zu lassen, dann hatte ich für die Mühe doch einigen Ersatz durch die Anerkennung, die mir für meine Offenheit von Literaten und Buchhändlern zugewendet wurde. Ich werde ohne Ihre Genehmigung diesen Schritt nicht thun; aber ich meine nur, wie würde jeder Concurrent so einen Vorschlag betrachten —. So einen Spekulationsteufel würde er in Gnaden entlassen. —

Ihr

Julius Campe.

*

Aus der Wiener Zeit Hebbels stammt der Brief, der im folgenden mitgeteilt wird. Er ist an die Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gerichtet, mit der der Dichter durch dieses Schreiben in Verbindung zu treten hoffte. Veranlaßt mag er wohl dadurch geworden sein, daß das Blatt am 8. Juli 1847 (Nr. 189) einen größeren Auszug aus dem Aufsatze der „Grenzboten" über Hebbel gebracht hatte. Allerdings wurde ihm in den beiden Zeitschriften warnend zugerufen, er sei auf Abwegen, weil er sich mit Problemen beschäftige, die nicht „dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen" angehörten. Dennoch dürfte Hebbel die ausführliche Wiedergabe seiner Charakteristik in dem im Vormärz tonangebenden Blatte bewogen haben, den Versuch zu machen, sich darin kritisch zu betätigen. Er bot der Redaktion ein ausführliches Referat über den 3. Teil der „Indischen Sagen" von A. Holzmann an (Karlsruhe 1847, Verlag von Georg Holzmann). Doch war dem Schreiben kein Erfolg beschieden; das wertvolle Referat erschien in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur" 1848, Band CXXIII, Seite 187 – 192 (jetzt HW, XI. Band, Seiten 197 – 204). In der „Allgemeinen Zeitung" konnte Hebbel erst ein halbes Jahr nach seinem ersten Schreiben an diese Redaktion Beiträge veröffentlichen, und zwar seine tief eindringenden Schilderungen der Wiener Revolutionstage, die vom 19. März an in der Beilage dieses Blattes abgedruckt wurden.

Hebbels Brief lautet:

Einer hochverehrlichen Redaction

gebe ich mir die Ehre, im Anschluß einen Literatur-Bericht, den dritten Band indischer Sagen von A. Holtzmann betreffend, für die Beilage der Allg. Zeitung zu übersenden. Ich habe ihn geschrieben, weil das Werk jede Aufmunterung verdient und werde ihn in den Wiener Jahrbüchern mittheilen, wenn Sie Sich veranlaßt sehen sollten, ihn abzuweisen. In dem letztgedachten Fall ersuche ich Sie daher höflichst, mir ihn umgehend zu remittiren; nicht, um mir die Abschrift zu ersparen, was ich Ihnen bei Ihren vielen Geschäften nicht zumuthen dürfte, sondern weil ich nicht über meinen Artikel weiter verfügen kann, bevor ich Ihre Willensmeinung weiß. Acceptiren Sie ihn, so werde ich darin den Beweis sehen, daß Ihnen ähnliche Referate aus meiner Feder willkommen sind und Ihnen von Zeit zu Zeit über Literatur-Erscheinungen von hinreichender Wichtigkeit Kritiken einschicken, die, so weit es mir möglich ist, gründlich und unpartheilich seyn sollen. Wenn ich mich so direct, ohne eine Vermittlung zu suchen, mit diesem Antrag an Sie wende, so geschieht es auf den Rath meines Freundes F. G. Kühne aus Leipzig, der sich jetzt hier befindet und eine solche für überflüßig erklärt. Ich verbinde hiemit den Dank für Ihre freundliche Notiznahme von meinen Arbeiten und ersuche Sie, Sich für den Fall des Abdrucks meiner Zusendung die Mühe einer Antwort zu ersparen.

Hochachtungsvoll

ganz ergebenst

Wien d. 22. Sept. 1847. Dr. Friedrich Hebbel.

Josephstadt, Johannisgasse N.° 209.

Ein Zeitraum von sieben Jahren ist zu überspringen, ehe wir uns zu dem folgenden Briefe wenden können, der von Julius Campe herrührt. Er ist die Antwort auf ein Schreiben Hebbels vom 11. August 1853, das von Dietrich von Kralik und Fritz Lemmermeyer in ihren

„Neuen Hebbel-Dokumenten" nach einem im Nachlasse Felix Bambergs vorgefundenen Konzepte Hebbels veröffentlicht wurde. Der Dichter bemüht sich darin, eine Angelegenheit, die ihm seit Jahren am Herzen lag, zu einem gedeihlichen Abschlusse zu führen: die Veranstaltung einer Gesamtausgabe seiner bis dahin erschienenen Werke. Schon 1847 schrieb er an Felix Bamberg (27. Mai, BW IV, 35): „J. J. Weber will mit mir wegen einer Gesamtausgabe meiner Sachen unterhandeln*)." Eine solche der Dramen sollte nach dem Briefe an Bamberg vom 1. September 1847 (BW IV, 51) mit Weber verabredet worden sein. Auch von zwei anderen Seiten kamen Anträge, und sogar Cotta „schien Neigung zu verraten". (An Bamberg am 31. August 1850, BW IV, 242.) Von diesen Anerbietungen spricht Hebbel auch in dem in den „Neuen Hebbel-Dokumenten" mitgeteilten Briefe an Campe. Daß er trotz den ihm gemachten Verlagsvorschlägen doch wieder mit Campe anknüpfte, war vielleicht weniger Neigung als Zwang. Aus dem Schreiben an J. J. Weber in Leipzig vom 15. Februar 1853 („Neue Hebbel-Dokumente", Seite 72 ff.) geht hervor, wie schlecht das Verhältnis zwischen beiden sich gestaltet hatte, das ja Hebbel nie sehr befriedigte. Durch eine persönliche Aussprache mit „Vater Campe", als Hebbel im Juli 1853 nach Hamburg kam, scheint es leidlicher geworden zu sein. (Über den Hamburger Aufenthalt vgl. u. a. die in den „Neuen Hebbel-Dokumenten" abgedruckten Briefe an Emil Kuh vom 12. Juli 1853, Seite 81, 20. Juli 1853, Seite 83, 26. Juli 1853, Seite 84 sowie das Schreiben vom 25. Juli 1853, BW V, 119.) Die Hamburger Reise und die mündliche Unterhandlung mit dem Buchhändler waren durchaus notwendig geworden; am 14. April 1853 (BW V, 102) hatte Hebbel an Franz Dingelstedt geschrieben: „Mit meiner Gesamtausgabe sieht es weitläufig aus. Die sächsischen Advokaten meinen, ich müßte mich vorher mit Freund Campe arrangieren." Der Versuch, dieses Arrangement zu

*) Vgl. TW III, Nr. 4125, Seite 229, Eintrag vom 29. März 1847: „Ein Brief von einer Leipziger Buchhandlung, die mich zu einer Gesamtausgabe meiner Werke auffordert."

treffen, wurde dann mündlich unternommen und schriftlich fortgesetzt. Aber Campe zeigte sich wenig geneigt. Charakteristisch hiefür ist es, daß er Hebbels gewaltigen Traum, antike und moderne Form im Drama zu verschmelzen, wie er es für den „Moloch" vorhatte, nicht weiter beachtete und sich in seiner Antwort nur an den einen Punkt in Hebbels Brief hielt, daß dieser nämlich die Gesamtausgabe nur unter denselben Bedingungen abgeben wollte, wie Lenau sie von Cotta erlangt hatte. Ein anderer Buchhändler als Muster hingestellt — das war für Campe von vornherein ein Stein des Anstoßes, und deshalb wandte er sich sogleich in vollem Zorne gegen Hebbel:

Hamburg, den 25. August 1853.

Mein lieber Hebbel!

Am 21. von Helgoland auf einige Tage zurückkehrend, wohin ich den 27. zurückgehen werde, fand ich Ihr geehrtes Schreiben vom 11. d. zur Beantwortung vor.

Sie sprechen Ihre Ansprüche nicht aus, sondern sagen, Sie möchten ein Abkommen wie Lenau treffen. Wie das beschaffen ist, weiß ich nicht. Es ist mir niemals zur Kunde gekommen. Auch sind seine Schriften bis jetzt noch nicht gesammelt erschienen. Indeß muß ich darauf hinweisen, daß der Verleger nach Maß des Absatzes — seines Erlöses — zu honoriren pflegt, wie das in der Natur der Sache liegt. Betrachten Sie seine Gedichte 1. ist 13 Mal und der zweite Teil 11 Mal neu aufgelegt worden! Welcher Unterschied! Ich weiß es nicht genau, aber von Ihren Gedichten 1. sind gewiß nicht 250 abgesetzt worden.

Seine übrigen Artikel sind mit Ausnahme des Nachlasses 3 Mal bis 1848/49 aufgelegt worden.

Daß Sie eine Zukunft haben, das ist ganz gewiß, aber wie ausgedehnt wie einträglich ein Absatz, das ist eine schwer zu bestimmende Frage und doch hängt der mercantile Wert lediglich von der Ertragsfähigkeit ab, welche sehr von Lenau abweicht.

Auf eine bestimmte Zeit von Jahren, gehe ich nicht ein. Lieber

auf eine Auflage, die jedesmal neu honorirt werden muß, so oft sie neu gedruckt wird. Ich glaube, daß diese Einrichtung für beide Theile die sicherste wäre. Man nehme 3000 Ex. als Basis, sind diese weg, dann folgt die zweite Auflage, die neu honorirt werden muß. Je schneller sich der Absatz gemacht hat, desto öfter folgt die Zahlung.

Mit Börne machte ich einen Vertrag auf Zeit. Er starb. Madame Wohl, seine ma chère, war von Heine mitgenommen; aus hebräischer Bosheit nahm sie mir die Schriften 1 bis 8. Freilich hat sie nichts damit gewonnen, sondern verloren. Ich hatte starken Vorrath und setzte sie von 8 Thaler auf 2 Thaler herab. So machte ich den neuen Verleger bankerott, weil er ohne mich zu fragen gegen meine Interessen operirt hatte. Der Werth des Verlagsrechts fiel dadurch auf ein Minimum. Vieweg machte Müllners Werke aus Rache gänzlich todt, so daß, wenn sie es mir schenkten ich Müllners Schriften nicht umsonst nehme. An diesen 2 Beispielen sehen Sie, daß Zeitverlag ein Unding ist. Vieweg druckte etwa 10000 Ex. und noch mehr, setzte sie auf 16 ggr. netto für die Buchhändler herab, auf diese Weise wurden sie so sehr verschleudert, daß sie niemand mehr setzen und drucken lassen konnte. Dasselbe konnte ich mit Börne wenn ich gewollt. Das ist für den Autor das gefährlichste Unternehmen; denn er giebt dem Verleger die Macht, den buchhändlerischen Werth ganz unter die Füße zu bringen.

Für das Gedicht meinen schönsten Dank, man sollte nicht denken, daß Sie an solche Dinge dächten.

Ihr Töchterchen wird sich hoffentlich von den Fatigen der Reise erholt haben und sich nun wohlauf befinden.

Sie freundschaftlichst und herzlichst grüßend

der Ihrige
Julius Campe.

Mehr als drei Jahre liegen zwischen diesem Brief Campes und dem folgenden, den Hebbel am 27. Oktober 1856 an ihn richtete. Von seiner Existenz unterrichtete bisher ein sehr bescheidener Eintrag

im Tagebuche (TW IV, Nr. 5487, Seite 89). Das vollständige Schreiben ist in vieler Hinsicht bemerkenswert. Aus ihm spricht zweifellos eine erhebliche Besserung in den Beziehungen zu Campe; Hebbel beschränkt sich nicht auf die Erörterung geschäftlicher Dinge, sondern geht wärmer als sonst auf persönliche ein. Er spricht von seiner Krankheit (vgl. diesbezüglich auch Brief an Emil Kuh vom 28. Oktober 1856, BW V, 343), von seiner Schaffensfreude, die im Oktober am lebendigsten sei, von der Heirat einer Tochter Campes, für die er ihm ein leider nicht erhaltenes Gratulationsschreiben beilegt, von Bekanntschaften und Gesprächen, finanziellen Fragen und dem wenig erfreulichen Einvernehmen mit Heinrich Laube, der seine Dramen am Burgtheater arg vernachlässigte, obwohl sie sich — wie Hebbel mit vollem Rechte bemerkte — jahrelang stärksten Zuspruchs zu erfreuen hatten*). Unter welchen unbegründeten Vorwänden Laube Hebbel vom Repertoire fernhielt, zeigt seine Berufung auf den päpstlichen Nuntius, der mit dem Sujet der „Genoveva" nicht einverstanden gewesen sein sollte. Durch den Appell an Sebastian Brunner**), den zelotischesten klerikalen Eiferer Wiens im neunzehnten Jahrhunderte, parierte Hebbel diesen Streich Laubes sehr glücklich, ohne freilich des Burgtheaterdirektors Widerstand brechen und sein Stück wieder auf der Bühne sehen zu können. (Vgl. Laubes „Das Burgtheater", XV. Kapitel in „Heinrich Laubes

*) Ludwig August Frankl hat in seiner kleinen Schrift „Zur Biographie Friedrich Hebbels" (Wien, 1884, Seite 71) nachgewiesen, daß „Maria Magdalene" von 1848 bis 1884 einundvierzigmal, „Judith" fünfunddreißigmal, „Magellone" („Genoveva") im Jahre 1854 sechsmal dargestellt wurde. Von den beiden erstgenannten Dramen wird die Hauptaufführungszahl sicherlich in die Direktionszeit Laubes fallen.

**) Sebastian Brunner hat in seiner „Kirchenzeitung" und in vielen derb-drastischen Büchern dem österreichischen Liberalismus argen Schaden bereitet. Auch gegen die literarische Aufklärung Johann Heinrich Vossens, gegen Goethe („Die Hofschranzen des Dichterfürsten") u. v. a. nahm er schroff Stellung.

ausgewählten Werken", V. Band, Seiten 50 bis 57. Ich möchte darauf verweisen, daß die Charakteristik Hebbels als eines „dichtenden Denkers", auf die sich Laube viel zu gute zu tun scheint, schon 1850 von Grillparzer mit ähnlichen Worten [„Hebbel ist der denkenden Aufgabe vollkommen gewachsen, der künstlerischen aber gar nicht."*)] vielleicht sogar mündlich vor Laube, mit dem er ja oft zusammenkam, ausgesprochen wurde.)

Mit dem Jahre 1856 hatte Hebbel, wie er am Jahresschlusse im Tagebuche vermerkte (TW, IV. Band, Nr. 5537, Seite 101) „alle Ursache, zufrieden zu sein". Nie habe er so leicht, so anhaltend und so befriedigend gearbeitet. Den hauptsächlichsten Anlaß zu dieser Zufriedenheit gab ihm sein Epos „Mutter und Kind", „am Geburtstage meiner lieben Frau, nicht ohne ein günstiges Vorurteil angefangen" (vgl. auch TW IV, Nr. 5419, Seite 63 und Brief an Karl Werner vom 16. Mai 1856, BW V, 305). Das Epos, das ihm Hebbel in diesem Briefe zum Verlag anbot, erschien 1858 tatsächlich bei Campe. Die Vollendung von vier Gesängen — weiter war das Werk auch bis zum Jahresschlusse nicht gediehen — konnte er Campe jetzt (27. Oktober 1856) brieflich vermelden.

Dagegen kam eine neue dritte Sammlung der Gedichte Hebbels, die sich in vieler Hinsicht von den beiden ersten Sammlungen bei Campe und Weber unterscheidet, die viele neue Gedichte enthält, dagegen manches der in den früheren Bänden erschienenen ausschloß, nicht bei Campe, sondern bei Cotta heraus. Der Gedanke, alles 1857 von den Gedichten über Bord Geworfene in die noch immer nicht zustandegekommene Gesamtausgabe der Werke wieder aufzunehmen, sollte sich allerdings zu Hebbels Lebzeiten nicht mehr verwirklichen.

Über alle diese Angelegenheiten verbreitet er sich in dem folgenden Schreiben:

*) Studien zur deutschen Literatur. Ausgabe der Werke von Sauer, XVIII. Band, Seite 104.

Wien, d 27. Oct: 1856.

Lieber Campe!

Von einem heftigen Fieber leidlich wieder hergestellt, greife ich seit 14 Tagen zum ersten Mal wieder zur Feder, um Ihnen zu antworten. Welch ein Narr ist der Mensch! Jahr für Jahr muß ich dem Winter einen solchen Einstand zahlen, wenn er auch nicht immer so arg ausfällt wie dieses Mal und dennoch kann ich mich nicht entschließen, zur rechten Zeit einlegen zu lassen, weil mir das im Anfang den Kopf etwas angreift. Ich habe freilich alle Ursache, den Herbst möglichst zu nutzen, denn er ist mir günstiger, wie irgend eine andere Jahreszeit und ich kann im October arbeiten, als ob ich die Feder nicht in Tinte, sondern unmittelbar in Blut und Hirn eintauchen könnte. Aber es ist ein schöner Gewinn, mit Stunden sparen und Wochen darüber einbüßen.

Lassen Sie sich denn jetzt für Ihren Brief bestens danken. Also Ihre jüngste Tochter verheirathet sich auch schon? Eine ernste Mahnung für mich; ich sehe sie noch als Kind mit ihrer Gespielin, der kleinen Caniß. Uebergeben Sie ihr meine schriftlich beigelegte Gratulation. Die meinige, Weihnachts-Abend 9 Jahre, hat eben im Ueberzimmer französische Lection; wie bald wächst sie mir auch über den Kopf. Zwar kommt auch von ungefähr der Trost. So war ich vor einiger Zeit auf einer Kindtaufe und hatte zu meiner Linken als Tischnachbar einen alten Herrn, der 80 Jahre zählte und tapferer aß und trank als ich, da ich bei solchen Gelegenheiten wenig leiste. Als ich ihm mein Compliment darüber machte, sagte mein Nachbar zur Rechten, unser Irrenarzt, der Medizinalrat Riedel, welcher die große neue Anstalt dirigirt, zu mir: „was wollen Sie, mein Vater ist 101 Jahr alt geworden und ist biß an seinen Tod rüstig und gesund geblieben." Ein schönes Ziel nicht wahr? Wenn man es auf gutem Wege erreichen kann. Nach allem was ich höre, haben Sie die besten Aussichten dazu. Auch Ihr Haus steht auf festem Grund; was wollen Sie mehr? Könnte ich was das Letztere betrifft, nur von mir

das Gleiche sagen; im bescheidensten Sinn, wie sich von selbst versteht. Zwar ein Anfang ist gemacht und ich würde vollkommen zufrieden seyn, wenn ich nur dem Fundament trauen könnte, denn in zehn Jahren brauchte ich mich um Niemand mehr zu kümmern. Aber wie soll man hier Sicherheit finden? Staatspapiere? Ich habe genug an meinen „freiwilligen" Industriepapieren. Halten auch nicht über den jüngsten Tag hinaus. Grund und Boden? Wenn es keine Einquartirung gäbe! Und wenn die Mieten gezahlt würden. Ich habe in Gmunden ein Haus gekauft; die Lage kann nicht schöner seyn: Vor mir der Traunstein mit seinem Alpenglühen und zu meinen Füßen der wunderbare See. Aber wenn Geld kommen soll, läuft ein Fristgesuch ein; dabei erfahre ich aus dem Briefe, daß der „Maxel", den ich nicht kenne und der mich nicht kümmert, im Teich ertrunken ist. Ob aber meine Rosenstöcke gesetzt sind, erfahre ich nicht. Nun habe ich zu allem Ueberfluß noch hier in Wien ein fremdes Kind, ein Mädchen von 11 Jahren, zu mir nehmen müssen; ich sage müssen, denn ohne unsere Hülfe wäre es verloren gewesen. Dabei thut jung Deutschland hier, was es kann, um mir meine Einnahmen abzuschneiden; ich kann mathematisch beweisen, daß Herr Dr. Laube mir jährlich zum wenigsten 1500 Thaler entzieht. Nämlich mir, dem Verfasser einer Reihe von darstellbaren und dargestellten Stücken nicht etwa meiner Frau, der er in dieser Beziehung nichts machen kann. Ich habe Sie noch nie von dem Erfolg unserer Dramen unterhalten, aber Sie glauben nicht, wie sich alles jahrelang zur Judith und zur Maria Magdalena drängte, und wie die zur Magellona verschneiderte Genoveva einschlug. Doch polizeilich kann ich die Wiederholung nicht anbefehlen. Wie ist aber die Uhr für Oesterreich und ganz Deutschland? Reconvalescenten, die nicht arbeiten dürfen, schreiben lange Briefe; verzeihn Sie eine Geschwätzigkeit, die sonst nicht zu meinen Untugenden gehört. Auf meine Geldangelegenheiten werde ich aber zu Ostern mündlich zurückkommen und mir Ihren Rath erbitten. In Bezug auf die Genoveva doch noch einen kleinen Spaß. Als ich stillschweigend vom Repertoire entfernt wurde, hieß es, der

päbstliche Nuntius sei Ursache. Mir kam das etwas wunderlich vor und ich fragte einen mir befreundeten katholischen Geistlichen, den jetzigen Professor Gärtner in Pesth, um seine Meinung. Er lachte und brachte mir später zur Antwort die schriftliche, noch in meinen Händen befindliche Ansicht, eines unserer fulminantesten Zionswächter des Paters Sebastian Brunner über das Stück. Sie lautete: Die Kirche könne gegen die Aufführung dieses Dramas nichts einzuwenden haben; nur müßten die 7 Wunden Christi wieder in 5 verwandelt werden. Denn wir beide, Sie und ich, haben unseren Herrn und Heiland allerdings 1800 Jahre nach der Kreuzigung noch mit 2 neuen Blessuren versehen; mir müssen auf dem Stadtdeich*) die 7 Bitten oder die 7 Todsünden vorgeschwebt haben. Sie werden fragen, giebts denn kein Mittel? O ja! Aber ich trage jetzt so wenig eine Livre, als 1848 eine rote Kapuze.

Sie wollen wissen, wie hoch ich das Aequivalent anschlage? Das ist schwer zu bestimmen, da ich den Umfang des ganzen noch selbst nicht übersehe. 4 Gesänge sind fertig; wie viele noch hinzukommen weiß ich nicht. Sie wollen jedoch mag es so groß werden als es will nicht mehr dafür geben, als ich jetzt für ein Drama erhalte; das ist pro Akt 100 Thaler. Dabei verliere ich, denn man würde mir in Wien den Gesang unbedingt so hoch honoriren, wie den Act. Und mit Recht weil ebenso viel darin steckt. Doch das thut nichts. Davon seien Sie aber im Voraus überzeugt, daß Sie von mir einen mehr versprechenden Artikel drucken. Ganz Hamburg, Holstein, Dithmarschen, sogar Sie selbst, Ihre Firma nämlich, spiegeln sich in diesem Gedicht und im weiteren Verlauf breitet es sich über die Welt aus. Gern schickte ich Ihnen das fertige zur Probe; Hamburg u. s. w. ist darin schon abgethan, aber ich wage nicht, das Manuscript an den Abschreiber zu geben, weil man überall nachspionirt und ich aus Aberglauben das Gelingen hier vom Geheimniß abhängig gemacht habe, d. h. in meinen Gedanken. Zu Ostern bringe ich's mit. Die Ehre des Bürgerthums ist das Thema. Doch giebt eine so abstracte Bezeich-

*) Dort wohnte Hebbel während seines zweiten Hamburger Aufenthaltes.

nung freilich kein Bild, so wenig wie der Name des Menschen sein Gesicht ist.

Ich darf dann nun wohl über die Gedichte verfügen. Es freut mich sehr, daß Sie der Gesammtausgabe ein so günstiges Prognosticon stellen. Ich hoffe selbst, daß sie einschlagen sollen, und werde durch äußerste Strenge gegen mich selbst das Meinige dazu thun, z. B. Vieles aus Ihrer und auch aus der Weberschen Sammlung über Bord werfen. Manches sogar, was später wieder in der Gesammtausgabe der Werke begnadigt werden kann. Diese letztere gemeinschaftlich mit Ihnen zu machen, habe ich noch immer nicht aufgegeben; im Gegentheil. Doch ich muß schließen.

Freundschaftlichst
Ihr
Fr. Hebbel.

Auf „Mutter und Kind" bezieht sich auch der nächste Brief Hebbels an Campe, den er ihm am 25. April 1858 schrieb. Hier konnte er ihm den endlichen Abschluß des Werkes melden, zu dem dem Dichter schon im Jahre 1846 die Idee in ihren Grundzügen gekommen war (vgl. TW III, Nr. 3864, Seite 143 vom 24. Dezember 1846). Den noch immer nicht getroffenen Verlagsabschluß mit Campe sollte eine Nachricht beschleunigen, die ihm Hebbel jetzt zugehen lassen konnte: die Krönung dieses Epos mit einem Preise der Tiedgestiftung, an die Hebbel auf Betreiben Julius Hammers und Emil Kuhs das Gedicht gesandt hatte. (Vgl. Brief an Kuh vom 6. Oktober 1857, BW VI, 64.) Schon am 28. Dezember 1857 erhielt Hebbel die Nachricht von der Preiskrönung seines Epos. (Briefe an Kuh vom 29. Dezember 1857, BW VI, 100; an Cotta vom 6. Januar 1858, BW VI, 103; an Mörike vom 20. Februar 1858, BW VIII, 67.) Dadurch verzögerte sich aber, wie Hebbel an seinen Jugendfreund Hedde (am 6. Mai 1858, BW VI, 135) schrieb, die Herausgabe zu Weihnachten 1857. Aus dem jetzt mitzuteilenden Briefe an Campe geht indes hervor, daß noch gar kein fester Vertrag

bezüglich des Werkes abgeschlossen war, obwohl Campe bei Hebbels Anwesenheit in Hamburg (vgl. Brief an Christine vom 26. April 1857, BW VI, 22 und vom 21. Mai, BW VI, 24), nachdem er sich anfangs so gestellt hatte, als läge ihm an der Sache nichts, sofort „hastig zugriff", da ihm Hebbel Entschädigung durch einen anderen Artikel versprochen hatte. Ein Zustandekommen eines bindenden Vertrages läßt sich jedenfalls erst nach dem Briefe vom 25. April 1858 feststellen; die Einzelbedingungen formulierte Hebbel auf einem separaten Blatte, das nach dem Konzepte in den „Neuen Hebbel-Dokumenten" abgedruckt ist und das unserem Briefe an Campe vom 25. April 1858 beigelegt war. Daß Campe die von Hebbel geforderten Bedingungen annahm, lehrt der Brief an Dingelstedt vom 14. Dezember 1858 (BW VI, 220).

Finanzielle Fragen erfüllen die folgenden Abschnitte des Briefes vom 25. April 1858. Hebbel hielt mit Campe sozusagen Generalabrechnung ab; er durfte ihm mit gutem Grunde die Geringfügigkeit seiner bisherigen Honorarzahlungen vorwerfen. Nur ein Irrtum unterlief Hebbel, der vergessen hatte, daß Campe wirklich im Jahre 1844 eine alte Schuld bei dem Vater seines verstorbenen Freundes Emil Rousseau für die Erlanger Promotion bezahlt hatte. (In dem oben mitgeteilten Briefe vom 2. Juni 1844 hatte Hebbel ihn darum gebeten; ebenso in einem zweiten Schreiben vom 10. Juli 1844, das bisher unbekannt war und von Leo Liepmannssohn in Berlin [Katalog seiner 41. Autographenversteigerung, Seite 11] jetzt zum Verkaufe ausgeboten wird. Daß Campe die 100 fl. nach Ansbach an Rousseau wirklich gesandt hatte, erwähnt Hebbel selbst in dem Briefe an Elise vom 7. September 1844, BW III, 149 und in dem die Angelegenheit unwiderleglich klarstellenden an Charlotte Rousseau vom 17. August 1844, BW III, 152.)

Der Schluß des Briefes enthält Hebbels Mitteilung von einer wiederangeknüpften Verbindung mit der kais. kgl. „Wiener Zeitung".

Seit dem 5. Oktober 1848, an welchem Tage Friedrich Hebbels Name zum ersten Male unter einem in der „Wiener Zeitung" er-

schienenen Aufsatze erschien, begegnete dieser den Lesern des Blattes bis zum Jahre 1862 wiederholt. Durch ein Dezennium tauchten Beiträge des Dichters nur sporadisch auf, seit dem Jahre 1857, als der literarische Teil der „Wiener Zeitung" durchgreifenden Veränderungen unterzogen wurde und ein Wechsel in der Person des leitenden literarischen Redakteurs eintrat, war Hebbel wiederholter, immer gern gesehener Mitarbeiter. Mit einer Rezension der am Burgtheater zum ersten Male aufgeführten Schillerschen „Wallenstein"-Trilogie führte er sich als Kritiker ein*). Der Anlaß war bedeutungsvoll genug und die Prinzipien, die von dem Rezensenten ausgesprochen wurden, noch bedeutungsvoller. Otto Prechtler und andere hatten damals die erhöhte Berücksichtigung aller modernen Dramen durch die erste deutsche Bühne gefordert, und die Antwort auf diese stürmisch vorgetragene Interpellation, wie Hebbel Prechtlers Eintreten nennt, war die Aufführung des „Wallenstein". Hebbel rühmt in seiner meisterlichen Besprechung vornehmlich das taktvolle Verhalten des Publikums, das es unterließ, einzelne auf die Gegenwart passende Stellen zu beklatschen; „man sollte solche Beifallsäußerungen für einen Gutzkow, dessen dürftige Natur keine höheren zu erzeugen weiß, aufsparen." Die Stelle ist einer unter den vielen Angriffen Hebbels auf Gutzkow, von dessen roher theatralischer Mache ihn sein feines künstlerisches Empfinden immer aufs schärfste trennte. Bedauerlich blieb, daß Hebbel in der „Wiener Zeitung" nicht — wie er am Schlusse des Aufsatzes ankündigte — öfter Gelegenheit fand, seine Meinung auszusprechen, wozu er sich, da er die dramatische Kunst seit 15 Jahren studiert habe, für „vielleicht berechtigt" hielt*). Dem „Wallenstein"-Aufsatze nahe steht Hebbels

*) Jetzt HW XI, 204ff.

*) In dem Werke „Zur Geschichte der kaiserlichen Wiener Zeitung" wird (Seite 154) auf Hebbels Aufsatz Bezug genommen. Doch ist es ein Irrtum, zu glauben, daß Hebbel von der „Wiener Zeitung" vier Gulden für einen Beitrag erhielt. So kleinlich lohnte ihn die „Wiener Zeitschrift" (Herausgeber: J. A. Bachmann) ab. Hebbel war ihr gelegentlicher Mitarbeiter.

zweiter in der „Wiener Zeitung" veröffentlichter Beitrag, der aber erst am 21. September 1850 publiziert wurde: „Ueber die sogenannten politischen Demonstrationen bei theatralischen Vorstellungen" (HW XI, 366). Solche will Hebbel in einem konstitutionellen Staate, der sich wohlwollender Preßfreiheit erfreue, unter keinen Umständen gelten lassen; greife die Unsitte um sich, einzelne Stellen eines Theaterstückes, meist aus dem Zusammenhange gerissen, als Anlaß für Demonstrationen zu benützen, dann werde der heillosesten Pfuscherei Tür und Tor geöffnet. — Vier Jahre vergingen, ehe Hebbel, der in dieser Zeit in größeren und kleineren Wiener und auswärtigen Blättern Beiträge abdrucken ließ, in der „Wiener Zeitung" wieder das Wort nahm. „Zur Anthologienliteratur" war diesmal das Thema seiner Ausführungen, worin er ein Sammelwerk Mosenthals und eines C. M. Kertbenys, eines recht anrüchigen ungarischen Schriftstellers, besprach. Wundervoll ist in diesem Aufsatze das energische Eintreten Hebbels für Heine, mit dem ihn seit seinem Pariser Aufenthalte echte menschliche und künstlerische Freundschaft verband (HW XII, 76).

In der Weihnachtsnummer des Jahres 1857 setzt dann eine regelmäßige Mitarbeit Hebbels ein. Er begann mit einem in drei Abschnitten (25., 29. und 30. Dezember) erschienenen Aufsätze über Ludwig Holberg — Robert Prutz' Biographie nebst der Auswahl der Komödien des dänischen Dichters lieferte dafür den äußeren Anlaß (HW XII, 98 ff.). Rasch folgten diesem Aufsatze drei andere über „Dramatische Literatur" (Besprechungen des Dramas „Maria Blumfield" von Arnold Ruge und „Ulrich von Starkenberg" von Martin Meyer. „Wiener Zeitung" vom 27. Februar 1858, jetzt HW XII, 116 ff.), „Über Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel" (7. März 1858, HW XII, 120 ff.) und die sehr wertvollen Ausführungen über „Shakespeares Zeitgenossen" (4., 7. und 8. April, HW XII, 140 ff.), auf Grund der Charakteristiken und Übersetzungen, die Friedrich Bodenstedt damals hatte erscheinen lassen. (Vgl. darüber Brief an Emil Kuh vom 26. März 1858, BW IV,

120. Den zweiten Band des Werkes besprach Hebbel am 14. und 16. April, sowie am 2. Mai 1861 in der „Wiener Zeitung".) Über die Wirkung dieser Aufsätze unterrichtet der folgende instruktive Brief Hebbels an Julius Campe:

Lieber Campe!

Jetzt — und buchstäblich erst am heutigen Morgen — ist der letzte Strich an meinem Epos gethan; wenigstens hoffe ich's. Ich kann also an die Publication denken.

Was inzwischen vorgefallen ist, werden Sie aus den Zeitungen wissen. Das Comité der Tiedge-Stiftung hat das Gedicht mit dem Preise gekrönt und zwar mit Ueberschreitung der Statuten, wegen — wie das aufgenommene Protocoll sich ausdrückt — seines bedeutendes Werthes und in sich'rer Erwartung der allgemeinen Beistimmung. Eine Reihe der glänzendsten Urtheile liegt mir bereits vor, und zum Theil von Seiten, wo man mich bisher bis zur Ungerechtigkeit streng zu behandeln pflegte; sogar Ihr früherer Freund Gutzkow erklärt das Werk in einem Brief an mich für „classisch" in der Hamburger Exposition und prophezeit ihm eine „colossalle" Wirkung. Was Männer, die mir näher stehen, was z. B. die Professoren der hiesigen Universität und die Mitglieder der Academie, darüber sagen ist zu schmeichelhaft, als daß ich es nicht für mich behalten müßte. So viel aber steht mathematisch fest, daß in unserer Zeit keine poetische Publication mit größerer Spannung erwartet werden kann als diese, und daß ich berechtigt war, sie Ihnen im v. J. als etwas Besonderes anzukündigen. — Sie meinten freilich, als ich Sie im Frühling sprach, ein Hamburger Kaufmann „handle nicht so", und haben, wie die Welt im letzten halben Jahr mit Staunen und Grausen erfahren hat, vollkommen Recht gehabt. Aber es gab doch auch einmal einen „Schröder" und jedenfalls wird es dem Hamburger angenehm seyn können, wenn man glaubt, daß er so handelt. Das wird seinem Credit nicht schaden und dieß einzusehen, das Buch

also auch seinerseits willkommen zu heißen, ist er klug genug. Im Ernst brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß die nackte Stadt-Jobberei keinen Gegenstand der Poesie abgeben kann; ich komme auf Ihr Wort nur darum zurück, weil mir Ihre Aufnahme meines Werkes ungemein kühl schien, und weil ich begreiflicherweise nicht wünsche, daß Sie Sich nicht damit befassen, wenn Sie Sich nicht dafür interessiren, denn einen Pfeil wie diesen, habe ich nicht zum zweiten Mal zu versenden. Ich bin jedoch weit entfernt, auf Ihre Aeußerung ein übertriebenes Gewicht zu legen; Sie konnten das Manuscript nur einmal flüchtig durchlesen, und es müßte wenig darin stecken, wenn das zur Ergründung hingereicht hätte.

Haben Sie denn jetzt die Güte, mir Ihren Entschluß mitzutheilen. Ich habe mich erboten, Ihnen entweder das Honorar, das ich 1842 für meine Gedichte von Ihnen empfing, bar zurückzuzahlen oder Ihnen das Epos als Aequivalent gegen ein Honorar von 500 fl. C. M. zu überlassen. Wollen Sie das Geld, so steht es augenblicklich zu Diensten; wollen Sie das Werk, so ist es ebenfalls das Ihrige und Sie brauchen Ihre Uebereinstimmung mit den auf einem besonderen Blatt von mir näher formulirten Bedingungen, die mir seit Jahren überall bewilligt werden, nur einfach brieflich auszusprechen. Ich könnte, wie die Sachen jetzt liegen, günstigere erhalten, aber es fällt mir nicht ein, an meinem Worte zu mäkeln.

Nun aber zur Beantwortung Ihres letzten Briefs, der mich nach Form und Inhalt nicht wenig überrascht hat. Als ich Ihnen den Diamant übergab, bedang ich mir ein Honorar von 40 F^{dooren} und drückte mich in meinem Schreiben vom 24. Febr: 1847 aus: „Diese müssen und werden Sie zahlen, es ist mir aber einerlei, ob dieß gleich oder später geschieht." Die letzte Aeußerung bezog sich auf Ihre Klage über Mangel an barem Gelde wegen Ihres Bau's. Sie zahlten dann in Gemäßheit unserer Uebereinkunft gegen die Sie, was den Honorarpunct betrifft, kein Wort einwandten, auch aus gleich zu erörternden Gründen wohl freilich nicht etwas einwenden konnten, bei'm Erscheinen des Buches 20 F^{dore} und den Rest holte

ich am 14. Aug: 1850 auf einer Reise persönlich ab. Wäre es möglich, daß Ihrem monitum etwas Anderes, als ein Gedächtnißfehler zu Grunde läge? Ich halte es für undenkbar. Im Jahre 1847 war ich wahrlich nicht mehr in der Lage, ein Drama von fünf Acten, was Sie beim Empfang mit Begeisterung begrüßten, für 20 F^{dore} verschleudern zu müßen; dazu stand ich in der Literatur, wie im bürgerlichen Leben, zu fest. Wenn ich aber auch noch in einer solchen Lage gewesen wäre, so hätte ich doch gewiß nicht den Diamant so zu verschleudern gebraucht, denn für diesen waren mir von Anton Doll's Enkel unterm 12. April 1846 baare 1000 fl. C. M. geboten. Ich opferte der Fortdauer meines Verhältnißes zu Ihnen, indem ich mich mit 40 F^{doren} begnügte, 700 fl. C. M. und das ist mehr, als ich, diese 40 F^{dore} eingeschlossen, an Honoraren je von Ihnen empfing. Kann man sich uneigennütziger benehmen und könnte es Ihnen auch nur von fern in den Sinn kommen, das Sümmchen noch wieder um die Hälfte zu schmälern? Dazu glaube ich Sie doch zu gut zu kennen; es ist ein Gedächtnißfehler oder ein Irrthum Ihres Bureaus. Muß ich noch weiter fortfahren um darzuthun, daß die Mahnung an die „reine Rechnung" äußerst überflüßig war. Schon der Mann vom Hamburger Stadtdeich bewies Ihnen das, denn bei der ersten Differenz schickte er Ihnen von den ihm vorgeschossenen 5 F^{doren} die noch vorräthigen 2 zurück und die übrigen wurden bei Gelegenheit der Judith verrechnet. Nein, Sie können so weit „zurückblättern", als Sie wollen, Sie werden keinen Pfennig finden, den ich Ihnen schuldig wäre. Doch halt da ist ja der Rousseausche Posten. Nie haben Sie seiner (alle Ihre Briefe liegen vor mir) gegen mich erwähnt und meine Correspondenz aus Paris und Rom befindet sich in Hamburg; ich kann mich hier also nicht orientiren. Bestehen Sie aber angesichts der Ihnen geopferten „700 fl." und angesichts des ohne alles Honorar hingegebenen „Wortes über das Drama" auf diesem Rechnungs-Fuß, so seien Ihnen alle Ihre Rechte feierlichst gewährleistet. Solvent bin ich ja wohl bei dem Besitze eines Grundstückes und eines Baar-Capitals von 20 000 fl., sowie bei einer Jahres-Einnahme

von 7000 fl. und sicher im Sommer 1859 komme ich nach Hamburg. Ich habe schon größere Summen als die in Frage stehende auf einmal an dürftige Gelehrte verschenkt; denn ich bin allerdings des alten Glaubens, daß auch an Gottes Segen etwas gelegen ist. Wenn Professor Stein, der neulich, als er bei mir in Gesellschaft war, von dem Manne sprach, mich recht berichtete, so muß jetzt in Altona ein Dokter Eggers*) leben, dem ich nach Constantinopel 50 fl. mit auf den Weg gab. Sie können Sich also wohl denken, daß ich bei Ihnen nicht im Rückstand bleiben werde, wo es sich um ein Bagatell handelt; nur muß ich meine Papiere erst durchsehen.

Dies mußte ich Ihnen auf Ihre Erinnerung an die „reine Rechnung" antworten; hinzugefügt sey noch, daß ich Herrn Ochsenlamm**) mit keinem Auge gesehen habe. Ich dächte aber, lieber Campe, wir faßten unser Verhältniß in einem etwas größeren Stil und begrüben den guten Mann von Stadtdeich, der freilich gegen die Pavil-

*) Vgl. darüber TW IV, Nr. 6054 und in BW die Anmerkung zu dem Briefe vom 25. April 1858.

**) Das Original dieses Briefes von Hebbel konnte ich nicht einsehen; deshalb ließ sich auch nicht konstatieren, ob „Ochsenlamm" nicht richtig „Osterlamm" zu lesen gewesen wäre. Dieser Carl Osterlamm war sechs Jahre Campes Gehülfe und seit 1857 Buchhändler in Pest. Campe hielt große Stücke auf ihn und benachrichtigte ihn über alle Angelegenheiten seines Verlages. Auch über den in Hebbels Briefe berührten Verlagsabschluß wegen „Mutter und Kind" beriet er sich mit Osterlamm, der ihm (in einem ausführlichen Schreiben vom 25. November 1857) geschrieben hatte: „. . . Daß Sie bei Hebbel mit Ihrer Auseinandersetzung kein besonders freundliches Gesicht hervorgerufen, glaube ich sehr gerne, aber daß Sie dem guten Manne so gedient, hat seine unverschämte Zumutung vollkommen verdient. Irre ich nicht, so hat er s. Z. Ihnen, schlicht um schlicht das Epos für die Gedichte geben wollen, und jetzt — nur 600 Taler praenumerando! — Im übrigen sollte ich doch glauben, daß das neue Büchelchen, wenn alles nach den ersten paar Kapiteln, die ich gelesen, diesen gleich ist, Glück machen würde; es steckt doch tüchtiger Kern darin." —

lonkönige*) (was macht Generalliſſimus Wille**)? Wo bleiben ſeine Schlachten? Die letzte große That, die ich von ihm vernahm, war ſein Feldzug gegen den Diamant.) gewaltig abſtach. Ich ſchätze Ihre Energie und Ihre Willenskraft ausnehmend und wünſche dem heiligen römiſchen Reich viele Männer wie Sie: dann würde alles übrige von ſelbſt kommen; ſollte es denn ſo ſchwer ſein, auch für mich das Maaß zu finden? Wir können uns gegenſeitig nützen, ohne unſeren Ueberzeugungen und der Wahrheit zu nahe zu treten; Sie mir, indem Sie Sich für mein Gedicht ein wenig anſetzen, ich Ihnen, indem ich die vorzüglichſten Ihrer Verlagsartikel gründlich in der Wiener Zeitung beſpreche. Mit dieſer iſt nämlich ſeit Weihnacht eine große Veränderung vorgegangen; einer meiner Freunde iſt Redacteur des literariſchen Theiles geworden***), ich bin Hauptmitarbeiter und meine großen Artikel über den Prutz'ſchen Holberg und die Bodenſtedt'ſchen Zeitgenoſſen des Shakeſpeare haben das allgemeine Aufſehen erregt, auch wird das officielle Organ, das auf einen „Moniteur" losarbeitet und alle Inſerate um den halben Preis bringt, bald maßgebend für die ganze Monarchie werden, da ſich die bedeutendſten Kräfte dabei betheiligen. Laſſen wir alſo die Quängeleien, ſchreiben Sie mir, daß Sie mit den beifolgenden Bedingungen übereinſtimmen und ſchreiten wir zum Angriff des Werks. Ein beſſeres

*) Anſpielung auf den Hamburger Alſter-Pavillon, wo ſich damals die Literaten Rendezvous gaben.

**) François Wille, ein für Campe vielfach tätiger Schriftſteller, mit dem ſich Hebbel, namentlich infolge ſeiner Angriffe auf das Luſtſpiel „Der Diamant", nicht gut ſtand. Vgl. über ihn Allgemeine Deutſche Biographie XLIII, 256.

***) Profeſſor Eitelberger von Edelberg; vgl. auch die Briefe an George Weſtermann in Braunſchweig (Ausgabe der Briefe von R. M. Werner, VIII. Band, Seite 68). Adolf Pichler (V. Band, Seite 88), Emil Kuh (VI. Band, Seite 89), an Karl Gutzkow (VI. Band, Seite 123) und Friedrich von Uechtritz (VI. Band, Seite 127), worin Hebbel über ſeine Mitarbeit an der „Wiener Zeitung" ſpricht.

Aequivalent für einen ganz Todten, zur rechten Zeit nicht in Schwung gekommenen und dann wegen der Ausstellung unmöglich gewordenen Artikel, können Sie nicht erhalten als dieses, das für den Moment wie berechnet ist. Denn wahrlich, Hamburg bedarf einiger Glorification! Es bedarf einstweilen zur Antwort nur ein Paar Zeilen; auf diese muß ich aber innerhalb 14 Tagen rechnen, denn es fehlt nicht an Bewerbern. Reichen wir uns also freundschaftlich die Hand; ich werde Ihnen dann zur Prämie ein herrenloses vor 50 Jahren gedrucktes Buch nennen, das bei den jetzigen Pfaffen-Umtrieben gehen müßte, wie warme Semmel, wenn es wieder gebracht würde und auf das, obgleich es zum Theil klassischen Werth hat, auch von Gervinus ausgezeichnet ist, niemand Ihrer Kollegen zu verfallen scheint.

Wien d 25sten April 1858. Wie immer Ihr
Fr. Hebbel.

Wie schon in der Erläuterung zu dem im vorstehenden abgedruckten Briefe erwähnt wurde, beeilte sich Campe mit dem Vertragsabschlusse wegen „Mutter und Kind" nicht sehr. Hebbel urgierte deshalb ziemlich schroff in dem nun folgenden Schreiben, dessen Anfang bereits in den „Neuen Hebbeldokumenten" abgedruckt ist. Hier folgt das Schreiben vollständig. Nur ein Passus daraus bedarf einiger Worte der Erklärung. Hebbels Bruder Johann war in dem holsteinischen Dorfe Beher abgebrannt; er wurde eingeladen, nach Gmunden zu kommen, und erhielt hiezu das Reisegeld. Aus dem Briefe an Campe vom 27. Oktober 1858 (BW IV, 208) erfährt man indes, daß er die ihm gesandten 100 fl. verbrauchte und „in Rendsburg in einen Keller hineinkroch", worüber sich Hebbel grimmig ärgerte.

An Campe schrieb er:

Gmunden, d 8. Aug: 1858.

Lieber Campe!

Unterm 25. April schrieb ich Ihnen, wegen „Mutter und Kind" und ersuchte Sie um Ihre vorläufige Erklärung innerhalb 14 Tage.

Ich habe keine Zeile Antwort von Ihnen erhalten. Dieß berechtigt mich zu der Annahme, daß Sie auf das Mſpt. verzichten und daß ich das Werk, als abgelehnt betrachten darf. Ich will jedoch, da Briefe verloren gehen können und mancher ſehr Wichtige mir wirklich verloren gegangen iſt, noch einmal bei Ihnen anfragen, bevor ich mich anderweitig entſchließe. Ich fühle mich umſo eher dazu bewogen, da wir über den Hauptpunct ja einig waren und es ſich unter uns bloß um ein Mißverſtändniß Ihres Bureaus handelte, das ich freilich aufklären und zurückweiſen mußte. Jetzt muß ich aber unbedingt darauf rechnen, daß Sie mich umgehend in Kenntniß ſetzen, wenn Sie noch auf „Mutter und Kind" reflectiren; antworten Sie mir nicht in den nächſten acht Tagen, ſo muß ich unſere Verabredung als nicht mehr exiſtirend betrachten. Daß ich Ihnen in dieſem Falle, das einſt für meine Gedichte empfangene Honorar zurückzahle, ſo bald Sie es wünſchen, und Ihnen Ihre Rechte hinſichtlich des Rouſſeauſchen Poſtens bis zur Durchſicht meiner Papiere ausdrücklich reſervire brauche ich nicht nochmals zu ſagen. Wohl aber bemerke ich, daß es mit meinem Antrag ſehr ernſt gemeint war, daß ich bei dem Stoff des Gedichts eine Hamburger Buchhandlung noch immer für die Publication vorziehe und bis zur Stunde mit Niemand darüber in die entfernteſte Verhandlung getreten bin, obgleich es auf meiner letzten Reiſe durch Deutſchland an Winken nicht fehlte, da dieß Werk einſtimmig für das Beſte erklärt wird, was ich der Literatur zu übergeben habe. Gern hätte ich die 500 fl. im Juny gehabt; es iſt nicht angenehm, Papiere zu 165 weg zu ſchleudern, die man zu 185 eingekauft hat, wenn man einen geprüften Artikel beſitzt, auf den man doch nach altem Brauch auch wohl Vorſchuß erwerben dürfte. Habe in den ſauren Apfel gebißen und er iſt verdaut. Jetzt wäre es mir wieder lieb, wenn ich in Hamburg einwirken könnte; mein Bruder iſt in dem Holſteiniſchen Dorf Beher abgebrannt, ich erhielt geſtern ſeinen Brief und ſchicke ihm heute Reiſegeld, damit er mit Frau und Kind augenblicklich herüberkommt und mein Haus in Gmunden bezieht. Ich ſuche mir ſonſt zu helfen, ſo ſchwer man hier

auch Preußische Thaler auftreibt, aber es ist doch unangenehm. Nun brauche ich Ihr Honorar natürlich erst nach vollendetem Druck, wenn die frühere Zahlung den Millionair (denn das sind Sie) genirt. Wenn Sie mir schreiben, so bitte ich nach Wien zu adressiren; vom 15. an bin ich wieder da. Hier ist alles überfluthet, doch hat es bis dato keine Gefahr.

Wie immer Ihr
Friedrich Hebbel.

„Mutter und Kind", dessentwegen Hebbel, wie er an Kuh am 9. Mai 1858 schrieb (Neue Hebbeldokumente, Seite 124), noch „einiges Empörende, letzteres in Bezug auf Vater Campe in Hamburg", abzutun hatte, spielt auch noch in das folgende Schreiben hinein, das die Nachricht von der Finalisierung der Verhandlungen mit dem Verleger enthält. Wie er diesem versprach, verbreitete er gelegentlich die Nachricht, von Campe für das Werk 2000 fl. C. M. erhalten zu haben (vgl. Brief an Bamberg vom 3. Dezember 1858, BW VI, 218; dagegen nennt er das wirklich empfangene Honorar von 1500 fl. C. M. Dingelstedt, BW VI, 221 und Uchtritz, BW VI, 236). — Der Brief erörtert dann in seinem weiteren Verlaufe Angelegenheiten, die schon in früheren Gegenstände der Unterhaltung mit Campe abgegeben hatten: Die Teilnahme Hebbels an der von dem Major von Serre veranlaßten Lotterie zugunsten der „Deutschen Schillerstiftung" in den Jahren 1859 bis 1860 (vgl. Brief an Campe vom 27. Oktober 1858; BW VI, 209), die Zueignung von „Mutter und Kind" an den Großherzog von Sachsen-Weimar (vgl. Brief an Dingelstedt vom 14. Dezember 1858, BW VI, 220), das Verbleiben des Bruders Johann in Rendsburg, die Misère mit dem Gmundener Hause, die Mitarbeit an der „Wiener Zeitung", in der aber ein Aufsatz über die Hebbel von Campe gesandten Gedichte Wilhelm Hertz' nicht erschien. Vielmehr wurde er in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" (20. August 1859; jetzt HW XII, 256) abgedruckt. (Vgl. über diese Angelegenheit die Briefe an Campe vom 17. Februar und 29. April 1859, BW VI, 240 und 250.) Mit dem Wiener amtlichen Blatte

ſcheint Hebbel damals in Differenzen geraten zu ſein*), und zwar wohl gerade wegen des Aufſatzes, dem er es in dem Briefe an Campe nachrühmt, daß er viel zu lachen gegeben habe. Er erſchien am 26. November 1858 und iſt „Unfreiwillige Komik" betitelt (HW XII, 200—210). Ein paar Dichterlinge und ihre Erzeugniſſe ſind mit fulminanter Ironie abgefertigt.

Die Nachſchrift des Briefes enthält die verſöhnlich-erſchütternde Nachricht von dem Abſchluſſe einer Lebenstragödie: Amalia Schoppes Tod. Sehr pointiert ſpricht es Hebbel gerade vor Campe aus, der an den zwiſchen ihr und Hebbel eingetretenen Mißhelligkeiten ſein Teil Schuld haben mochte, daß ſie ihm eine Wohltäterin geweſen ſei. Nun hielt er die Mitteilung von ihrem Tode in den Händen. Profeſſor Peißner in New-York hatte ſie überſandt (vgl. Hebbels Antwort an ihn, TW IV, Nr. 5637, Seite 125) und im Namen ihrer amerikaniſchen Schülerinnen um Abfaſſung einer Grabſchrift gebeten. Hebbel ſandte das Diſtichon, das dann auf dem Grabſtein eingemeißelt wurde:

Wie von den einzelnen Mühen und Laſten des Lebens
im Schlummer,
Ruht ſie vom Leben ſelbſt endlich im Tode ſich aus.

Zwei Jahre vorher hatte Hebbel wohl zum letzten Male an ſie geſchrieben und den Brief Emil Kuhs Schweſter mitgegeben**), nachdem er ſich ſchon früher bemüht hatte, die Kluft, die ſich zwiſchen ihr und ihm aufgetan hatte, zu überbrücken. Wie ſehr ihn das Unglück, das über ſie hereingebrochen war, ſchmerzte, lehrt der Brief an einen nicht ſicher zu eruierenden Adreſſaten in Hamburg vom 15. November 1847 (BW IV, 67). Und das Schreiben, das Hebbel am 1. Mai 1848 (BW IV, 102 f.) an Amalia Schoppe ſelbſt

*) Nur zweimal begegnen noch Aufſätze Hebbels darin: 1859 die Rezenſion von J. Meyers „Dithmarſchen Gedichten" (HW XII, 239) und der Schluß der Beſprechung von „Shakeſpeares Zeitgenoſſen und ihren Werken".

**) Vgl. Hebbel-Kalender 1905, Seite 151 und Brief an Kuh vom 18. Dezember 1856, BW V, 354.

richtete, konnte ihr in vollkommenſter Weiſe zeigen, wie dankbar er ihrer gedachte und alles vergeſſen hatte, was den Bruch einſt veranlaſſen mußte. Dieſer Brief, deſſen Wärme das Herz der alten Freundin wieder für Hebbel gewinnen mußte, widerlegt das ſo oft böswillig verbreitete Märchen von Hebbels „Undankbarkeit" vollſtändig. Ihre Antwort erfreute Hebbel ſehr (BW IV, 129; im Briefe an Janinski vom 14. Auguſt 1848, dem er einen weiteren Brief für ſie beilegte). Der letzte Brief Hebbels an die Schoppe, den wir bis jetzt kennen, iſt der ihr bereits nach Amerika geſandte vom 12. Mai 1851, deſſen er im Tagebuche (TW III, Nr. 4858, Seite 388) Erwähnung tut. Und nun mußte ihr Hebbel die Grabinſchrift verfaſſen — „Was das Leben alles bringt", durfte er wehmütig niederſchreiben.

Wien, d 29. Nov: 1858.

Zürnen Sie mir nicht, lieber Campe, daß ich Ihnen dieß Mal nicht umgehend antwortete. Ich hatte einen böſen Gaſt, zwar noch nicht im Hauſe, aber doch dicht vor der Thür ſtehen und erſt heute morgen darf ich ihn als wieder abgezogen betrachten. Der Typhus graſſirt hier furchtbar; drei Familien aus meinem nächſten Umgang ſind ſchon betroffen und mein Töchterchen kam mit einem Fieber aus der Schule, welches die Aerzte in hohem Grade beunruhigte. So lag ſie mehrere Tage fort; über nacht hat ſie aber von Wurſt und Schinken geträumt, was ich für ein entſchiedenes Zeichen der Beſſerung halte.

Wir ſind jetzt alſo wegen „Mutter und Kind" vollkommen in Ordnung und ich danke Ihnen auch meinerſeits herzlich für die Beſchleunigung des Abſchluſſes. Unter uns, die wir ſo viele Jahre mit einander in Verbindung ſtanden, waren die Faxen nicht nöthig; aber wir können ſterben und die Nachkommen brauchen einen Anhaltspunct, was mich in der letzten Cholera-Zeit ſogar ſchon bewogen hat, mein Teſtament aufzuſetzen. Ich werde unbedingt im vorkommenden Fall ſagen, daß Sie mir ein Honorar von 2000 fl. C. M.

gezahlt haben, denn ich rechne es so und muß es auch so rechnen Nun soll ich mich noch darüber äußern, was ich von dem H. Major von Serre fordern würde, wenn seine Collection ins Leben träte. Ich dächte, 50 fl. C. M. kann der Mann nicht unbillig finden und würde also, wenn Sie meiner Ansicht beistimmen, diese Summe fixiren. Weniger wird schwerlich jemand fordern, selbst wenn er, wie ich, den humanen Zweck des Ganzen im Auge hat. Das wäre dann auch abgethan.

Was nun die 800 fl. anlangt, so brauche ich das Geld allerdings, wie ich Ihnen schon schrieb, nicht nothwendig vor Fastnacht. Wenn jedoch Ihr Freund es mir gegen billige Zinsen vorstrecken will so würde mir ein Gefallen damit geschehen, indem ich es dann mit einem anderen Posten, der mir nächstens eingeht, zusammen werfen könnte. Mein verfluchtes Haus in Gmunden steht leer; den Ochsen, der mir Ihren Brief am 1. July 1859 zu überreichen gedachte und mich dadurch (hatte ich dem Großherzog von Weimar doch schon mündlich die Dedication zu Weihnacht versprochen!) in die greulichste Verlegenheit versetzte, habe ich herausgejagt und der edle Holsteiner bleibt in seinem Rendsburger Rattenloch sitzen, die Frau Gemahlin fürchtet sich. Die Princeßin von Wittgenstein, die es auf ihrer Reise gesehen hat, findet es reizend, wie sie mir schreibt; ich muß es auch wohl einmal so gefunden haben, denn sonst hätt' ich's schwerlich gekauft. Jetzt wünsche ich's zu allen Teufeln, habe aber auch, Gott sei Dank, Aussicht, der Elisabeth-Bahn wegen expropriirt zu werden, und werde mich nie wieder mit Eigenthum beladen. Man soll sich nicht in Dinge mischen, die man nicht versteht.

Die Gedichte von Herz werde ich in der ersten freien Stunde mit Ernst und Aufmerksamkeit vornehmen und von Ihrer Erlaubniß hinsichtlich Ihrer Verlags-Artikel Gebrauch machen. Ich sende Ihnen hiebei unter Kreuzband eine kleine Probe meiner critischen Feder, die hier viel zu lachen gegeben hat; freilich hatte ich Capital-Kälber vor mir. Sie kennen mich, glaub' ich, noch nicht von dieser Seite; ich liefere für die Wiener Zeitung von Zeit zu Zeit solche Recensionen,

theils aus Gefälligkeit für den Redacteur, theils aus Gefälligkeit für mich selbst, denn man zahlt mir bis 5 Kreuzer für die Zeile. Mir stehen aber auch andere Journale zu Gebot. Ob Kolatschek sich durchsetzen wird? Muth hat er.

Den Ex mit Verlangen entgegensehend

freundschaftlichst
Ihr
Fr. Hebbel.

N. B. Gestern hatte ich einen Brief aus Amerika, worin ich im Namen Englischer Damen um eine Grabschrift für das Monument meiner alten Wohlthäterin (denn das war sie mir) A. Schoppe ersucht wurde. Was das Leben Alles bringt.

In Hebbels letztes Lebensjahr fallen die drei nächsten Briefe, die die Angelegenheit betreffen, deren Gelingen dem Dichter seit langer Zeit so sehr am Herzen lag: die Veranstaltung einer Gesamtausgabe seiner Werke. Schon in der Erläuterung zu dem früher abgedruckten Briefe Campes vom 25. August 1853 wurde der Beginn der diesbezüglichen Verhandlungen erörtert, die durch ein volles Dezennium nicht weiter gediehen. Eine darauf hinzielende Bemerkung Hebbels in seinem Briefe vom 5. Dezember 1861 (BW VII, 118) wurde anscheinend von Campe ignoriert. Aber 1863 gab er selbst die Anregung zur Veranstaltung der Gesamtausgabe, als er im April dieses Jahres Hebbel fragte, warum er nur, wie ihm der Dichter am 8. April (BW VII, 329) geschrieben hatte, an die Sammlung seiner „vermischten Schriften" und nicht an die aller seiner Werke denke. Diese Bereitwilligkeit seines ersten Verlegers, den lange gehegten Wunsch endlich in die Tat umzusetzen, bewog Hebbel sogleich, den Plan im einzelnen durchzudenken und alle nötigen Vorbereitungen zu treffen (vgl. Brief vom 25. April 1863, BW VII, 339). Campe drängte zum Abschlusse (siehe seinen Brief vom 20. Mai 1863, BW VII, 413 ff. und den Hebbels vom 28. Mai, BW VII, 345 ff.).

Aber noch gab es große Schwierigkeiten zu überwinden, nämlich mit den früheren Verlegern einzeln erschienener Dichtungen Abkommen zu treffen. Mit Julius Glaser, dem großen Juristen (vgl. den Brief an ihn vom 14. Juni 1863, BW VII, 350) wurde beraten und auch Dr. Johann Nepomuk Berger um ein juridisches Gutachten angegangen. Ueber all diese Fragen unterrichten die im folgenden mitzuteilenden Briefe Hebbels und Campes, die auch ein zweites Verlagsprojekt erörtern. Siegmund Engländer, der erste, der für Hebbel nach seinem Eintreffen in Wien so warm eingetreten war, hatte sich, da er während der Wiener Revolution in seiner „Katzenmusik" („Charivari") in vehementester Art antidynastische Politik verfochten hatte, flüchten müssen; er fand dann (vgl. die Memoiren M. C. Grißners „Flüchtlingsleben" [Zürich 1867] Seiten 85 und besonders 147 ff.) eine Stellung bei dem Reuterschen Telegraphenbureau in London (vgl. Hebbels Brief an Ludwig August Frankl vom 29. Juli 1862, BW VII, 212) und knüpfte von dort aus den brieflichen Verkehr mit Hebbel wieder an. Nun veranlaßte dieser seinen Verleger, ein von Engländer verfaßtes Werk „Geschichte der französischen Arbeiterassoziationen" herauszugeben (vgl. Briefe an Campe vom 2. August 1862, BW VII, 215; 25. April 1863, BW VII, 339 und 5. Juni 1863, BW VII, 348; an Engländer vom 24. Dezember 1862, BW VII, 283). Campe interessierte sich für dieses Buch, wie er am 26. Juni 1863 Hebbel schrieb (BW VII, 365), zumal er in dieser Zeit überhaupt nur mehr Werke politischen Inhalts von ihm unbekannten Autoren verlegte (vgl. Hebbels Brief an Gotthard Freiherrn von Buschmann; 1. März 1863, BW VII, 307). Ob Hebbel wirklich am 9. Juli an Engländer schrieb, wie er es Campe ankündigte, bleibt fraglich; erhalten hat sich nur ein Brief vom 7. Juli (BW VII, 364 ff.).*)

Durch die zwischen Campe und Hebbel gewechselten Briefe, die

*) Engländers Werk erschien 1864 in 4 Teilen bei Hoffmann und Campe. Über ihn vgl. den Artikel in The Jewish Encyclopedia Vol. V, Seite 174 und Kuhs Biographie Hebbels Seiten 220 und 269 ff.

im folgenden mitgeteilt werden, wurde die Angelegenheit der Gesamtausgabe noch nicht erledigt; das lag vornehmlich an Campes Saumseligkeit, die ihn mit zunehmendem Alter immer schwerfälliger machte. Die Absicht Hebbels, mit Campe in Hamburg mündliche Abmachungen zu treffen, verwirklichte sich nicht; er mußte infolge seiner andauernden Kränklichkeit das Reiseprojekt, an dem ihm viel lag, aufgeben. (Vgl. Brief an Campe vom 19. Oktober 1863, BW VII, 403.) Erleben sollte Hebbel den Abschluß der Verhandlungen mit dem Hamburger Buchhändler überhaupt nicht mehr; sein jäher Tod rüttelte den alt und zaghaft gewordenen Campe auf und er suchte, Frau Christine zu einem raschen Abschlusse zu drängen. Von ihr rührt auch der letzte Brief her, den ich mitteilen kann, und in dem die Veranstaltung der Gesamtausgabe der Werke Hebbels wieder zur Sprache kommt. Es ist ein Dankbrief der Witwe Hebbels, die Campe wegen des Verlagsabschlusses an den ersten Verwalter des literarischen Nachlasses, Julius Glaser, verweist.

Von Hebbel, seinem bedeutendsten Verleger und des Dichters Witwe stammen die nun mitzuteilenden drei Briefe, die ein und dasselbe Thema behandeln, das der Herausgabe des künstlerischen Lebenswerkes des größten nachklassischen Dramatikers. Noch zwei Jahre währte es, bis Emil Kuh im Jahre 1865 die ersten der zwölf Bände bei Hoffmann und Campe erscheinen lassen konnte — der notwendige Grundstein zur richtigen Erkenntnis der dichterischen und kritischen Tätigkeit Friedrich Hebbels war damit gelegt.

Die drei ungedruckten Briefe, die der Herausgabe der gesammelten Werke vorangingen, mögen nunmehr ihre Veröffentlichung finden:

Gmunden, den 8. Juli 1863.

Lieber Campe!

Seyen Sie nicht ungehalten auf mich, daß ich Ihren freundschaftlichen Brief 14 Tage liegen ließ; ich konnte nicht schreiben, denn ich konnte mich nicht einmal an- und ausziehen und litt, wie ein Pferd. Woher dieser Rückfall kam, weiß ich nicht; eine Erkältung kann un-

möglich die Ursache seyn, da ich längst Flanell trage und man über diesen im heißen Juli doch hoffentlich nicht einen Bärenpelz zu ziehen braucht. Genug, er war da, ich vermogte kaum eine Post-Recepiße zu unterzeichnen und befand mich noch obendrein, einen tauben ungeschickten Dienstboten abgerechnet, ganz allein. Seit dem 30. ist Gott sey Dank meine Familie da, auch geht es besser, aber dieß sind meine ersten Zeilen, die ich nur in langsamen Absätzen zu Stande bringe. Haben Sie also Nachsicht mit mir!

Es ist Strodtmann nicht in den Sinn gekommen, sich in unsere Angelegenheit zu mischen, noch mir, mit ihm zu tractiren. Man würde das eher bei Napoleon versuchen, wie bei Ihnen, denn unter allen mir bekannten Menschen sind Sie der willenstärkste und ganz so urtheilte Ihr Freund Heine. Das Einzige, was Strodtmann mir zu verstehen gab, ohne daß Sie es mir direct gesagt hätten, war, daß Sie die Sammlung lieber mit den Dramen wie mit den Gedichten eröffneten. Damit bin ich vollkommen einverstanden; ich schlug nur unmaßgeblich vor, in diesem, wie in allen übrigen Puncten.

Dr. Joh. Nep. Berger, den Sie aus dem Oesterreichischen Reichsrath kennen werden, will vor jedem Gerichtshof der Welt das Recht, des Verfassers auf die Veranstaltung einer Gesammt-Ausgabe verfechten. Auch in Leipzig ist es gerichtlich mehrfach anerkannt worden. Z. B. in Sachen Fr. Volckmar's contra die früheren Verleger von Heinse und Mahlmann. Darauf hin konnte ich mit vollkommenster Befugniß, als wir im Allgemeinen über die Angelegenheit sprachen, gegen Sie äußern, daß ich frei sey. Aber ein Anderes ist es, das abstracte Recht in Händen haben und ein Anderes, es rücksichtslos brauchen mögen. Dieß Letztere verträgt sich nicht mit meiner Denkweise; ich ziehe demnach, nun es sich um den bestimmten Fall handelt, die Verständigung vor, jedoch ohne mir etwas zu vergeben, wenn ich auf entschiedene Inhumanität stoßen sollte. Ich glaubte, diese Verständigung werde leichter durch Sie herbeigeführt. Sie sind der Meinung, daß ich eher fertig werde. Gut, ich beuge mich Ihrer Erfahrung und übernehme sie.

Es ist ganz natürlich, daß Sie die Sammlung unter denselben Bedingungen geben müssen, wie Heine und Börne und ich begreife, daß Sie bei einem Preis von 25 Sgr. pr Band und 40 p. C. Rabatt, nebst den Frei-Exemplaren, mit 2000 Ex nicht ausreichen. Wohl, Sie drucken 3000 und vom ersten Bande, etwa mit Judith und Genoveva, was nöthig scheint. Ein billiges Buch hat bessere Aussichten, wie ein theueres, und so gleicht sich Alles wieder aus.

Endlich räume ich Ihnen das gewünschte Vorkaufs-Recht ein, da Sie die Verhandlung von Fall zu Fall vorziehen, was auch ganz richtig seyn mag. So wären wir denn über die Hauptpuncte im Reinen; die Nebensachen, als Zahlungs-Termine u. dgl. bereden wir mündlich bei Formulirung des Contracts, da ich sicher nach Hamburg komme. Ich erachte uns daher, wenn es Ihnen recht ist, gegenseitig gebunden, Sie durch Ihren Brief vom 26. Juni und mich durch den gegenwärtigen; die eine Eventualität ausgenommen, daß sich bei den Vermittlungs-Versuchen mit den früheren Verlegern das Geschäft aus irgend einem Grunde als eine Unmöglichkeit herausstellen sollte. Doch, das ist kaum denkbar. Mit Weber bin ich schon fertig und wenns überall geht wie dort, so ist nichts zu besorgen. Ich werde jedoch allerorts persönlich anklopfen, nicht brieflich, wäre ich nur erst gesund.

Es freut mich, daß das Englische Mspt Ihnen zusagt. Sie können den Druck beginnen, wann Sie wollen; ich stehe Ihnen für den Verfasser, mit dem ich seit 15 Jahren befreundet bin. Er wird höchstens 1 Louis pro Bogen fordern und Sie wählen das Format, wie es Ihnen gefällt, bestimmen also das Wesentliche selbst; er ist Director des großen Reuterschen Telegraphen-Bureaux und auf das Honorar nicht angewiesen. Ich schreibe ihm gleich morgen — denn heute geht es über meine Kräfte. — nun den Schluß.

Und so mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Friedrich Hebbel.

*

Hamburg, d. 13. Juli 1863.

Mein lieber Hebbel!

Recht sehr danke ich Ihnen für Ihren werthen Brief vom 8. ds. Ich beklage es, daß Sie das Unwohlsein, das Sie am Schreiben hinderte, nicht zu Hause gelassen oder doch unterwegs abgeschüttelt haben, daß Sie 14 Tage bedurften in der schönen Natur sich für solche Bagatellen zu Recht zu finden!

Herr Dr. Nepomuck Berger mag Recht haben; ich glaube es selbst, daß er durchaus Recht hat: aber besser ist es von vornherein sich Recht zu verschaffen und durch ein freundliches Wort es zu erwerben.

Wenn Sie einen Ihrer früheren Verleger, wie ich Ihnen geschrieben, deshalb ersuchen, ich frage: Wer würde diese Bitte Ihnen versagen? — Wäre je Einer oder der Andre, der sich auf die Hinterfüße setzte — mit dem man sich im Bösen abfinden müßte, nun so wäre das die Ausnahme, nicht die Regel: daher rathe ich: den guten Willen herauszuforden. Jenen Fall mit Heinses Werken kenne ich; mit Volckmar druckte ich diese Werke auf gemeinschaftliche Kosten und ließ sie ihn später gegen eine geringe Verfügung allein genießen.

Aber trotz Alledem und Alledem bin ich für den Versuch der Güte. Prozesse kosten vieles Geld und sind, was der Namen bezeichnet, „Prozeß" der wie ein zweischneidiges Schwert leicht die Schuldlosen verletzt — nicht den rechten Mann trifft.

Muß ich schlagen — dann schlage ich derb daraus, ich thue das jedoch erst dann: wenn ich es muß.

Außerdem freue ich mich, daß Sie so coulant sind, meine Vorschläge anzunehmen, welche Strodtmann bekämpfte und mir bei 10 Bänden nur die Aussicht auf den Gewinn von ca. 200 lassen wollte, so daß ich ihm zeigte: daß ich dabei mehr für Porto, Fracht und Zölle und Emballage ausgeben müßte, daß ich, wenn Sie darauf beständen, das Geschäft ablehnen müßte. Er sah es ein, und

gab mir nach. Er that das um Ihnen zu dienen, – Ihnen, das was möglich ihm schien, zuzuwenden und ward darüber ungerecht und unbillig gegen mich, – was ich der Motive wegen ihm nicht übel nehme.

Um so mehr bin ich erfreut über Ihre Zustimmung zu Allem:

a. Die Gedichte nicht an die Stirne zu setzen

b. Auflage statt 2000 – 3000 Ex.

und endlich, daß ich das Arbeiterbuch gleich in die Druckerei geben darf.

Jetzt wo Lasalle und Schultze-Delitzsch, dieses Terrain urbar für eine solche Schrift machen.

Es handelt sich dabei um die Frage: welches Format soll ich dafür wählen? Soll ich es in gr. 8° oder in dem genießbareren Octav, etwa wie Vehse's Geschichte der deutschen Höfe drucken? – Ueber diese Frage wünsche ich bald Entscheidung zu erhalten, denn ehe das nicht fest gestellt ist, kann der Satz nicht in Angriff genommen werden. Und was verlangt der Verfasser en bloc für sein Mspt?

Denn auf das Format, das ich im Auge habe, geht wenig Mspt: daher ist es gut, ganz freie Hand zu haben, sich einzutheilen, wie es am zuträglichsten für das beabsichtigte Format zu verwenden ist – Und wann würde der Rest des Mspts zu erwarten sein? –

*

Wien, d. 22ten Dezemb. 63.

Hochgeehrter Herr!

Meinen Dank für Ihren lieben theilnahmvollen Brief. Sie waren ein treuer Freund meines seelgen Mannes, werden Sie auch der Meine und der meiner Kinder. Sie kannten Hebbel so gut, Sie können ermessen, wie groß mein Schmerz um den Hingeschiedenen ist. Ich habe Alles Alles in ihm verloren! Und nur der Gedanke an meine Kinder hält mich noch aufrecht. –

Auf Ihre Anfrage wie es mit dem Material bestellt ist, kann ich Ihnen nur erwiedern, daß Alles geordnet daliegt, und nur der Zusammenstellung und der Erledigung der noch in Frage stehenden Punkte bedarf. Ueber Beides bitte ich Sie Sich mit unserm langjährigen Freunde Prof. Glaser ins Einvernehmen zu setzen, und ich glaube daß der Druck in kürzester Zeit beginnen kann.

Mit wahrhafter Freundschaft

Ihre
tief trauernde
Christine Hebbel.

Ein bescheidener Nachruf Campes auf Hebbel hat sich erhalten. Er ist deshalb wichtig, weil er zeigt, daß der Verleger nur, um an Honoraren zu sparen, gelegentlich ein wenig geringschätzige Äußerungen über den Dichter machte, den er aber im Grunde seines Herzens verehrte. An Ludmilla Assing, die sich damals in Florenz befand, schrieb er am 18. Dezember 1863 in einem ungedruckten Briefe, der die Erwerbung von Heines Briefen an Varnhagen von Ense zum wesentlichsten Inhalte hat, wobei Campe die großen Verluste, die ihm Heines Werke bereitet hätten (! !), in beweglichen Worten beklagt: „Die Werke Fr. Hebbels hatte ich übernommen und trug darauf an, der Aussichten wegen, die Publikation aussetzen zu lassen, weil für poetische und dramatische Produkte solche Zeitverhältnisse nicht günstig wirken. — Am 13. Dezember morgens $5^1/_2$ Uhr ist er in Wien gestorben. Ein großer Verlust für die deutsche Literatur."

*

Ein ungedruckter Brief Hebbels vom 23. September 1844 ist dem Herausgeber während des Druckes dieses Buches zugekommen, weshalb er erst an dieser Stelle mitgeteilt werden kann. In einem Briefe an Elise Lensing vom 14. September 1844 (BW III, 161 bis 163) bezieht sich der Dichter auf ein an Campe

gesandtes Schreiben, worin er eine wesentliche Korrektur seiner an den König von Dänemark, Christian VIII., gerichteten Dedikation des bürgerlichen Trauerspiels „Maria Magdalene" erbat. Dieses Schreiben galt als verloren, was schon deshalb bedauerlich war, weil es für die impulsive Art des Briefschreibers Hebbel sehr bezeichnend ist. Auch als der vorletzte Brief, den Hebbel aus Paris schrieb, ist er von Interesse. Er lautet:

Paris, d. 23ten Sept. 1844.

Lieber Campe!

Es ist nach 4 Uhr, ich bin den ganzen Tag wegen meiner Päße herumgelaufen, und eben, da ich ins Haus trete, übergiebt mir die Concierge Ihr Paquet. Ich thue einen flüchtigen Blick hinein und erblicke in der Dedication einen solchen Druckfehler, daß ich verzweifeln mögte. Das Uebrige zu lesen, habe ich keine Zeit mehr, denn ich reise morgen ab und würde gereist seyn, wenn das Paquet auch nicht angelangt wäre, da ich nicht länger warten konnte. Doch, darin mag an Fehlern vorkommen, was will: ich will die Strafe meiner schlechten Handschrift, die ich nicht für so undeutlich hielt, tragen und mich beßern. Aber dieser Druckfehler in der Dedication kann nicht paßiren, es ist aus äußeren und inneren Gründen unmöglich, ich kann doch nicht offenbaren Unsinn in die Welt hinausschicken und ihn noch obendrein an den König von Dänemark adreßiren. Auch fällt dieser Fehler meiner Handschrift schwerlich zur Last, denn mag man *mit* für *weil* lesen, aber nimmermehr, wenn man das Mspt ansieht, *sich* für *sie*. Der Augenschein mag entscheiden, die Präsumption ist jedenfalls für mich.

Es steht nämlich im 1sten Vers der 3ten Strophe:

Nur mit sich selbst ins Einzelste zerfließend

statt:

Nur weil sie selbst, ins Einzelste zerfließend,

und das kann nicht stehen bleiben, es giebt keinen Sinn und würde mir Anspruch auf einen Platz im Irrenhaus geben. Wäre es nicht die Dedication, so ließe ich es dennoch paßiren, aber in der finden

Sie es gewiß ebenso unmöglich, wie ich selbst. Es muß also entweder dieser grauenvolle Fehler noch auf einem Blättchen angezeigt und mit meiner Abwesenheit entschuldigt, oder die Strophe muß umgedruckt werden. Letzteres wäre in diesem kitzlichen Punct freilich das Geziemendste, und ich will die Kosten gern tragen, aber an Letzterem muß ich mir genügen lassen, wenn Jenes nicht geht.

Es ist keine Zeit mehr, ich kann den Brief nicht einmal mehr frankiren, ich muß schon rennen, um ihn nur noch vor 5 in den Briefkasten zu werfen, und ich halte die höchste Eile für nöthig. Druck und Papier sind sonst wunderschön; es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen diese letzte Mühe noch machen muß.

Aus Epenh: habe ich noch keine Antwort, kann sie hier auch nicht länger abwarten, aber Oehlenschläger, der hier ist, wird sie gleich nach Hamburg befördern, wenn sie kommt und Sie werden sogleich Nachricht erhalten.

Morgen bin ich auf dem Wege nach Rom, von da werden Sie von mir hören, ich werde sehr thätig seyn.

Mit herzlichem Gruß der Ihrige Fr. Hebbel.

II. Textkritisches

A) Textkritisches zu Gedichten

a) Handschriftliche Vorlagen

Aus dem Besitze Julius Campes, woraus sie indirekt in den des Herrn Uler übergingen, stammt eine Reihe von Gedichtehandschriften, die sämtlich von Friedrich Hebbel herrühren. Sie besitzen deshalb ihren großen Wert, weil sie fast immer als die *ersten* Fassungen der betreffenden Gedichte anzusehen sind. Ihr getreuer Abdruck eröffnet also sehr wesentliche Einblicke in die Werkstatt des Dichters, der an jedem Epigramm so lange bosselte und feilte, bis die Form seinen Wünschen völlig angepaßt war. Sämtliche Gedichte sind bereits in veränderter Form gedruckt. Ich gebe sie hier in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder und lasse in den Anmerkungen die Varianten folgen. Diese sind gelegentlich sehr bedeutungsvoll, manchmal enthalten sie bloße orthographische oder Interpunktionsdifferenzen. Eine kritische Untersuchung, die sich mit den Motiven, die Hebbel zu wiederholten Änderungen seiner Gedichte drängten, beschäftigt, fehlt leider noch. Sie könnte die ergebnisreichsten Einblicke gewähren. Hebbel ändert bisweilen aus metrischen Gründen (z. B. um Trochäen in Distichen in Daktylen zu verwandeln), meistens aber, um die Pointen der Epigramme schärfer hervortreten zu lassen. In der dritten Sammlung seiner Gedichte (1857) geht er gelegentlich auf handschriftliche Urformen zurück; die in der zweiten Sammlung (1848) festgesetzte Form bleibt bisweilen unverändert, manchmal erfährt sie ebenfalls Wandlungen. In Journaldrucken begegnet man wiederum Varianten — kurz, ein endgültig festgestellter Text ist eigentlich nur in den seltensten Fällen zu erkennen. Dies behielt sich der Dichter wohl für die Gesamtausgabe vor, in die er alle, selbst die 1857 ausgeschiedenen Gedichte in authentischer Redaktion aufnehmen wollte. Leider erlebte

er dieſe nicht mehr; wir müſſen demnach die Faſſungen, ſoweit ſie in der dritten Ausgabe von 1857 (mit C bezeichnet) vorliegen, als Hebbels letzten Willen annehmen. In den Lesarten wird deshalb immer C zuerſt genannt, B folgt an zweiter Stelle, die Handſchriften, die die älteſten Faſſungen der einzelnen Gedichte aufweiſen, an letzter.

Den Reigen eröffnet das als „Moderne Ballade" (HW und SW VII, 188) bekannte Gedicht.

Es findet ſich auf einem Bogen gelblichen Briefpapiers, Klein-Oktav, eigenhändig geſchrieben.*)

Va banque

Ballade

Hell und glänzend ſind die Lichter,
Doch verdroßen die Geſichter;
Herrn und Damen, im Gemiſch,
Kreiſen um den grünen Tiſch.

Und im Auf- und Niederwandern
Drängt ſich Einer nach dem Andern
Zum Marquis, der für die Welt,
Das ſind wir, die Bank hier hält.

Hier geht's, wie am jüngſten Tage,
Auf geheimnißvoller Waage
Macht das Glück die Armen reich
Und die Reichen Bettlern gleich.

Dort, die ſchönſte von den Frauen,
Sie erfüllt mich faſt mit Grauen!
Wie ihr Buſen ſichtlich klopft!
Wie das ſtarre Auge tropft!

*) In den Lesarten, die ich jedem Gedichte folgen laſſe, notiere ich auch orthographiſche Differenzen (ſeyn ſtatt ſein), weil Hebbel gewiſſe Eigentümlichkeiten der Schreibung konſequent feſthielt.

Sind das Thränen, die sie weinte?
Ja, doch unterwegs versteinte!
Furchen zieh'n sie fast im Lauf,
Und der Teufel fängt sie auf!

Von der Höllenglut beschienen,
Werden's funkelnde Rubinen,
Blank, wie Dolche, roth, wie Blut,
Geben sie zum Morden Muth.

Jenes blitzende Geschmeide,
Ihre höchste Augenweide,
Weinte so beim Lampenstral
Eine Andre einst mit Quaal.

Nun, zur Leiche schier erblaßend,
Steht sie auf, den Tisch verlaßend,
Sieh, ein Herr tritt für sie ein,
Jetzt schon Leiche, wer mag's seyn?

Lange schritt er auf und nieder,
Nahte sich, enteilte wieder,
Ging zur Thüre, kehrte um,
Trat bei Seite, kämpfte stumm.

An den Platz der Dame tretend,
Wirft er, fluchend oder betend,
Nun die Kugel ausgerollt,
Auf den Tisch sein letztes Gold.

Doch die rechte Hand, die rasche,
Fährt von hinten in die Tasche
Und umklammert, ahnt Ihr's wohl?
Unter'm Schnupftuch ein Pistol.

In den Divan niederſitzend,
Auf des Tiſches Rand ſich ſtützend,
Blickt er nun in ſtumpfem Sinn
Starr und gläſern vor ſich hin.

Gagne! Wohl! Er läßt es ſtehen.
Nochmals. Pah! Das kann geſchehen!
Wieder! Sieh, dem lacht das Glück!
Abermals! Marquis! Geſchick!

Nun halbirt! Nein! Unverändert
Sitzt er da, wie erzgerändert
Sind die Mienen des Geſicht's,
Der will Alles oder Nichts.

Wie die Haufen Goldes ſchwellen!
Immer doppelt! Wie's im ſchnellen
Steigen zur Entſcheidung drängt!
Va! Jetzt iſt die Bank geſprengt!

Nehmt! Und gebt! Das Geld iſt euer!
Nehmt's! Nun iſt Euch Nichts zu theuer!
Gebt's Piſtol! Dort ſteht ein Mann,
Der es ſicher brauchen kann!

Schöne Frauen, edle Rappen,
Jauchzt doch! Freunde, Diener, Knappen,
Alles iſt für Euch bereit,
Nun fehlt bloß Unſterblichkeit!

„Ha! Der hat's im Schlaf gewonnen,
Darum heißt's: Wie Traum zerronnen."
„Zeugt, Meſſieur's, er ſchläft ja noch,
Mein blieb Alles! Weckt ihn doch!"

Der Marquis ruft's aus, und ſchüttelt
Ihn am Arm, unaufgerüttelt
Bleibt er, wird nicht blaß, noch roth;
Iſt's ein Starrkrampf? — Nein, der Tod!

Palays royal. Fr. Hebbel.

Erſtdruck: Europa 1847 Nr. 10. Außer dieſer Handſchrift H noch zwei erhaltene jüngere Handſchriften (H^2 und H^3 bezeichnet; vgl. HW VII, 432). In H^2 Titel mit Bleiſtift verändert in „Moderne Ballade". Derſelbe Titel in B, Seite 71. In C fehlt das Gedicht. Zeile 2 B: verdroſſen. 8 H^2: dort (H: hier) 9 B: Tage: (H: Tage,)

Vor 29 in H^2 und B eine Strophe zugeſetzt. 29 B: ablaſſend. 30 B: verblaſſend. 32 H^2 H^3 B: Der ſchon Leiche ſcheint zu ſein. 39 H^2 B: Eh' die Kugel wieder rollt. 43 B: Und umklammert — ahnt Ihr's wohl? —

49 B: ſtehen! 52 B: Marquis, 53 H^2: Und der Sieger? Unverändert. Darunter: Zieht zurück! Nein! Unverändert. — Darüber Nun [Eh!] Halbirt! B: Und der Sieger? Unverändert 56 H^2: Alles will er oder Nichts. 60 H^2: Va! über Halt! B: Va! — 61 B: Euer. 63, 64 B: Gebt's Piſtol! Der blaſſe Mann, Der Marquis, nimmt's ſicher an. 65 H^2 B: Stolze Schlöſſer (H: Schöne Frauen,) 67 B: bereit — (H: bereit,) 68 B: Fehlt nur noch (H: Nun fehlt bloß)

70 B: zerronnen! (H: zerronnen.") 71 B: Ihr Herrn (H: Meſſieur's) 72 B: nach Alles Gedankenſtrich (—) 73 B: nach aus fehlt Beiſtrich (,) 75 H^2: blaß [noch] B: nicht (H: noch)

Auf zwei Bogen gelblichen Oktavpapiers aufgezeichnet, hat ſich das Gedicht (HW und SW VI, 241 ff.) „Ein Spaziergang in Paris" erhalten. Es iſt die Beilage zu dem Seite 32 ff. dieſes Buches abgedruckten Briefe Hebbels vom 2. Juni 1844. Die Handſchrift trägt den Titel:

Thorwaldſen

von

Friedrich Hebbel

(als ich in Paris am Abend eines heitern Tages die Nachricht ſeines Todes las.)

Die eingeklammerte Zeitangabe ist von Campes Hand durchgestrichen; von ihm rühren auch zwei Bemerkungen auf der ersten Seite des ersten Bogens her: „100 Abdrücke von der No. für Copenhagen extra abzuziehn" und „Der Verf. lebt seit einiger Zeit in Paris. D. R." Die erste Bemerkung ist deshalb wichtig, weil sie beweist, daß in Copenhagen kein Separatabdruck des Gedichtes verteilt wurde (wie Werner in den Lesarten zu dem Gedichte annimmt), sondern die Nr. 120 des „Telegraph" selbst.

An Varianten gegenüber den Drucken des Gedichtes (B, Seiten 58–65, C, Seiten 186–193) enthält die Handschrift folgende: Titel C: Ein Spaziergang in Paris. B: Thorwaldsen. 6 C: vorüberstrich (H: vorüber strich) 16 C: and'rer (H: andrer) 16 C: Dasein (H: Daseyn) 18 C: Seins (H: Seyns) 19 C: ganz: (H: ganz,) 22 C: hinausgedrängt (H: hinaus gedrängt) 23 C: sein (H: seyn) 26 C: wie (H und Telegr.: nie) 26 C: Graus! (H: Graus,) 27 H mir durchgestrichen daneben: ihm (ebenso C) 39 C: granit'nen (H: granitnen) 44 C: an. (H: an!) 45 C: seid'nes (H: seidnes) 46 C: Perlenschmuck (H: Perlenschmuck,) 46 C: begrinzt (H: begrinst) 47 C: Sonn' (H: Sonn) 52 C H: umerschafft (Telegr: neuerschafft [Lesefehler oder Eigenmächtigkeit des Setzers]) 64 C: Gequiek (H: Gequieck) 66 C: Kindern (H: Kinder) 72 C: sei (H: sey) 80 C: Wunder; (H: Wunder!) 80 C: der. (H: der!) 90 C: ernannt. (H: ernannt!) 91 C: doch, so (H: doch! So) 96 C: herabgesetzt (H: herab gesetzt) 98 C: Deinen Sarkophag, (H: Deinen Sarkophag!) 100 C: Ruhm=Gestirns! (H: Ruhm=Gestirns,) 108 C: Sein (H: Seyn) 109 C: übersatt. (H: übersatt!) 111 C: Gebot. (H: Gebot!) 112 C: mehr: (H: mehr!) 114 C: Wort: (H: Wort!) 121 C: Geschenk. (H: Geschenk!) 128 H: am Cäsaren=Grab! durchgestrichen. Darüber (wie C) an des Kaisers Grab! 129 C: sie; (H: sie,) 131 C: weicht; (H: weicht,) 131 C: Planet – (H: Planet, später ist der Beistrich durchgestrichen) 132 H: Vielleicht, wie jetzt der Mensch, sein Sohn, vergeht. Durchgestrichen. Darunter: Wie jetzt sein Kind, der Mensch auf ihm, vergeht. Durchgestrichen. Darunter wie C: Wie jetzt der

Menſch, ſein Sohn, vielleicht vergeht. 135 C: Geiſtesfülle (H: Geiſtes-Fülle) 139 C: er (H: der) 151 C: wohl (H: erſt) 153 C: ſollte (H: ſollte,) 155 C: ungeſchaff'ne (H: ungeſchaffne) 155 C: Seins (H: Seyns) 167 C: anzuſchau'n, (H: anzuſchaun,) 170 H: für durchgeſtrichen darüber: in (wie C) 171 H: Lebewohl (Lebe durchgeſtrichen daneben wie C: Fahrewohl) 172 H: ſo durchgeſtrichen daneben (wie C) bunt,)

Die im „Telegraph" und in B gedruckten Verſe 175 – 180 auch in H (fehlen C)

Am Schluſſe von H: Geſchrieben in Paris. (Geſchrieben in: von Campes Hand durchgeſtrichen.)

Ein wichtiger Fund an Gedichten Hebbels iſt in den im folgenden abgedruckten zu ſehen. Es ſind zum größten Teile in Rom entſtandene Epigramme und zwei Sonette. Sie finden ſich auf acht Seiten bläulichen dünnen Briefpapiers, Oktavformat. Von Hebbel eigenhändig geſchrieben und die Seiten 1—8 numeriert. Auf der erſten Seite rechts in der Ecke jedes der zwei Bogen iſt in zierlicher Umrahmung eine Krone, darunter B a h t in weißer Hochprägung. (Es iſt dasſelbe Papier, das Heine ſtändig benutzte, und dürfte von Hebbel noch in Paris gekauft worden ſein.) Die Gedichte, die ſich auf dieſen Briefbogen finden, bildeten die längſt vermißte Beilage zu dem Briefe an Campe vom 10. Juni 1845, der leider nicht erhalten iſt. Von dieſem Schreiben haben wir nur Kenntnis aus dem an Eliſe an demſelben Tage gerichteten (BW III, 236), worin Hebbel u. a. ſchrieb: „Eben ſchloß ich den Brief an Campe, nun kann ich auch dieſen ſchließen. Ich habe ihm Proben aus den Epigrammen geſandt . . ." Dieſe Proben, die Campe zur Herausgabe der zweiten Sammlung Hebbelſcher Gedichte bewegen ſollten, kamen, wie ihre Erhaltung zeigt, wohl in ſeine Hände; doch gab er, wie es ſo oft ſeine Art war, keine Antwort, weshalb Hebbel am 6. Auguſt 1845 (in dem früher zitierten, von Bieder mitgeteilten Briefe) urgierte: „. . . Schlimm wäre es, wenn Sie meinen Brief aus Rom nicht

erhalten hätten, denn in diesem charakterisierte ich meine neuen Sachen und legte Ihnen ein Musterstück aus jedem Capitel vor . . ." Als Beispiele aller Arten von Gedichten, die in der neuen Sammlung vertreten sein sollten, sind demnach die folgenden Gedichte anzusehen, die ich in derselben Reihenfolge — sie unterscheidet sich beträchtlich von der in den gedruckten Ausgaben — wiedergebe, wie sie Hebbel aufzeichnete.

Aus den Epigrammen.

I.

1. Colosseum und Rotunda.

(HW und SW, die in der Paginierung durchaus übereinstimmen, weshalb immer nur HW zitiert wird, VI, 332.)

Colosseum und Rotunda, ihr Bauten, kühn, wie Gedanken,
Welche die Vorzeit uns ließ als ein ewiges Maaß
Ihrer eigenen Größe und unsʼrer Kleinheit, man konnt' Euch
Nicht zertrümmern, man trieb heilige Nothzucht mit Euch!
Pfaffen plappern in Dir, Rotunda, vor Märtyrer-Fratzen,
Wo das römische Volk einst dem Jupiter schwieg;
Mönche in Dir, Colosseum, an vierzehn schmutz'gen Altären,
Wo es den Löwen beklatscht, wenn er den Tiger zerriß.
Freilich wart Ihr nur so zu schirmen, des müden Barbaren
Art ergriff der Zelot, aber es wehrte der Pabst;
Dennoch kommt es mir vor, als hätt' man erschlagnen Titanen
Nach dem Tod noch das Kreuz an die Stirne gebrannt.

Hier werden nur die von den Drucken abweichenden Lesarten verzeichnet. Heranzuziehen ist auch der von Werner errichtete Lesartenapparat im VII. Band von HW, im 14. von SW, der mir aber bis zur Drucklegung dieses Bogens unzugänglich blieb.

Colosseum und Rotunda. Drucke: B Seite 123, C 359. Die hier mitgeteilte Fassung unterscheidet sich stark von allen bekannten, auch von

der in sein Handexemplar von Hebbel eingetragenen, die Werner HW VII, 322 mitteilt. 1—8 fehlen BC. Gegenüber B^1 (Hebbels Bleistifteintragung in B) sind Abweichungen: 1 B^1: Colosseum, Rotunda (H: Colosseum und Rotunda) 2 B^1 Vorwelt (H Vorzeit) 2 B^1 wie (H als) 6 B^1 allen Göttern einst schwieg (H einst dem Jupiter schwieg.) 7 H: vierzehn über dem durchgestrichenen: heißen 12 B^1 auf (H an)

2. La chiesa sotterranea dei Capucini.

(HW VI, 332.)

Menschen-Gebeine hat man zu Sternen und Blumen verflochten,
Von der farbigen Wand grinsen sie zierlich herab;
Aufgestapelte Schädel umsteh'n in geordneten Reihen,
Dämmernde Nischen, worin manches Gerippe sich streckt,
Wie im Leben bekleidet mit bräunlicher Kutte, ein Täflein
In der knöchernen Hand, welches das Sterbejahr nennt,
Und Dein Führer, ein Mönch, wie diese Todten es waren,
Sagt Dir lächelnd: dereinst werd' ich ruhen, wie sie!
Aber Italiens Sonne bestrahlt durch niedrige Fenster
All' den Moder, und sanft plätschert ein Springbrunn im Hof.

La chiesa sotterranea dei Capucini. BC fügen dem Titel noch bei: a Roma. 8 H: wie der! (der durchgestrichen; daneben: sie!)

3. Raphael's Alexander und Roxane in der Faruchina.

(HW VI, 335)

Dieses Bild zu betrachten, war Einer nur würdig, der Dichter,
Welcher die Julia schuf; dieses göttliche Stück
Durfte nur Raphael lesen: o, hätten sich Beide bewirthet
Und in ewige Nacht dann ihr Schönstes versenkt.

Titel von 3 in B C: Vor Raphaels Galathea. 2 C: bot. (H und B schuf.) 2 C: entzückende (H und B göttliche) 3 C: War nur für Raphael da: (H und B durfte nur Raphael lesen). 3 B C o (H o,) 4 C: in die ewige (H und B: in ewige) 4 C: was sie schufen (H und B: ihr Schönstes)

II.

1. Die Sprache

(HW VI, 323)

(Gehört unter die Sonette; ſteht hier des Verſtändniſſes wegen.)

Als höchſtes Wunder, das der Geiſt vollbrachte,
Preiſ' ich die Sprache, die er, ſonſt verloren,
In tiefſte Einſamkeit, aus ſich geboren,
Weil ſie allein die andern möglich machte.

Ja, wenn ich ſie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur ſie den ſchweren Fluch beſchworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelſeyn erkoren,
Erlegen wäre; eh er neu erwachte.

Denn, iſt das unerforſchte Eins und Alles
In nie begriffnem Selbſtzerſplittrungs-Drange
Zu einer Welt von Puncten gleich zerſtoben;
So wird durch ſie, die jedes Weſen-Balles
Geheimſtes Seyn erſcheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben.

Die Sprache. B Seite 115, C Seite 337. Eine Handſchrift (H^2) kennt Werner (HW VII, 312) 7 B C H^2: Einzelſein (H: Einzelſeyn) 8 B C H^2: eh' (H eh) 8 B C: noch H^2: nur (H: neu)

13 B C H^2: Sein (H: Seyn). In Zeile 10 ſind in B und C Apoſtrophe (begriff'nem Selbſtzerſplitt'rungs-Drange)

2. Unſere Sprache

(HW VI, 346)

Schön erſcheint ſie mir nicht, die Deutſche Sprache, und ſchön iſt
Auch die franzöſiſche nicht, die italiſche zwar;
Aber ich finde ſie reich im höchſten Sinne des Wortes,
Finde den köſtlichſten Schatz treffender Zeichen gehäuft,

Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er sich leicht verwebt mit fremden Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Ichs, dem er entsprang, nicht verliert.
Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Bindet den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz,
Ueberläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm freiste Bewegung,
Und erneuert sich so ewig Leben und Reiz.
Hütet Euch nur, o Poeten, in dieser edlen Verläugnung,
Ihn zu kränken, zerbrecht mit dem Joch nicht sein Maaß,
Schmelzt die Wörter nicht um im rohen Tigel der Willkür
Und verderbt sie nicht durch Verwirrung des Sinn's.
Hierin originell zu seyn, ist wahrhaft verächtlich,
Strafe den Frevler, mein Volk, der sich dessen erfrecht,
Glaube nicht zu gewinnen, wenn, schnöde durchstochen, die Dämme
Endlich reißen, denn dieß führt zum Chaos zurück,
Laß Dir kein: es nectart! gefallen, daß ein: es tischt! nicht
Darauf folge, wer steckt Babareien ein Ziel,
Oder wer wollte beweisen, man könnte durchaus nicht so sagen?
Paßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel sind der Sprachen auf Erden; schon dieses sollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Ding und Zeichen verknüpft,
Aber, darf sich darum Jedweder die eignen bilden?
Besser keine, fürwahr, als ein solches Gewirr,
Welches den Zweck der Sprache, die Schätze des Geistes zu sichern,
Ganz so aufhebt, als wär' jeder Denkende stumm.
Seyen die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sey es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt,
Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessnen Schranken,
Wären sie wirklich zu eng für uns Riesen von heut?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch ewig im Lenz sich erneut;

Alt sind die Formen: es kehren die Lilien wieder und Rosen,
Frisch sind Farbe und Duft, originell sey der Kranz!

Unsere Sprache. Für dieses Gedicht konnte ich einen Erstdruck auffinden, der mit dieser Handschrift ziemlich übereinstimmt, aber ebenso wie sie von B und C abweicht. Ich beschreibe H und den Erstdruck unter einem (Seite 120 ff.)

3. Antwort

(HW VI, 356)

Hätte der Rüstige nicht so viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!
Wäre die Wiese nicht leider in Butterblumen zerflossen,
Eine Aloe wär' ihrem Schooße entsproßt!
Giebst Du das Letzte nicht zu, so muß ich das Erste bestreiten,
Nie zerfließt ein Kristall, aber eine Tropfe zerrinnt.

Antwort. Drucke B Seite 160, C Seite 413. Titel C: Grundirrthum. 1 vor Hätte C: Anführungszeichen. 2 C: nach erreicht! Anführungszeichen. 3 B C: zerflossen (H zerfloßen) 4 C: sicher zuletzt ihr (B und H: ihrem Schooße) 5 C: Eine (B und H: Letzte) 5 C: And're (B und H: Erste) 6 C: Krystall (B und H: Kristall) 6 C: Tropfen (B und H: Tropfe)

4. Meister und Pfuscher

(HW VI, 345)

Nicht den Character bewundert, wenn große Talente verschmähen,
Um den erbärmlichen Preis momentanen Erfolgs
Alle Gesetze der Kunst mit Füßen zu treten und alle
Zu verfälschen: verehrt hier die größ're Natur!
Pfuschern setztet Ihr oft schon Deutsche Preise, wofür Ihr
Meisterstücke bedangt; setzt sie den Meistern einmal
Und bedingt Euch ein Pfuschwerk, sie werden Euch schwerlich genügen,
Denn ein harmonischer Geist hat im Schlechten sein Maaß.
Einfach ist das Gesetz, es ruht die Kraft nicht im Wurme,
Eh sie das Ziel erreicht, wo sie sich selber genießt,

Und es triebe kein Gott sie weiter, wenn er auch wollte;
Meßt denn ehrlich den Weg und es ergiebt sich der Grad.

Meister und Pfuscher. Drucke B Seite 155, C Seite 389. B und diese H stimmen völlig überein. 1 C: große (H: echte) 2 C: flüchtigen Gaukler= erfolgs (H: momentanen Erfolgs) 4 C: verhöhnen (H: verfälschen) 4 C: rnhig (H: hier) 5 C: ihr (H: Ihr) 5 B C: deutsche (H: Deutsche) 6 C: be= dangt, (H: bedangt;) 7 C: Gesudel (H: ein Pfuschwerk) 8 C: Gemeinen (H: Schlechten) 10 C: Eh' (H: Eh) 10 C: den Punct (H: das Ziel) 10 C: genügt, (H: genießt.)

III.

1. Der Kreis

(HW VI, 328)

Nicht vermogte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man sie kelterte, war sie dem Zerspringen schon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das starke, den feurigen fesseln,
Wenn man nicht schnell ihn gezapft, hätt' er sich selber befreit;
Noch viel weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er schon wieder davon;
Mög' es den Hörer berauschen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß sich schließe der Kreis.

Der Kreis. Titel in B (Seite 128) und C (Seite 350): Geschlossener Kreis. 8 C: vollende (H und B: schließe)

2. Todtenopfer

(HW VI, 327)

Ueber den Kirchhof ging ich und pflückte von jedem der Gräber
Eine Blume mir ab, endlich ward es ein Strauß.
Aber, was soll er mir doch? So rief ich, plötzlich erschaudernd,
Borgt das Leben sich denn Zier und Zeichen vom Tod?
Doch, da traf ich ein Grab verwildert liegend und einsam,
Welchem jeglicher Kranz fehlte, der welke sogar.

Nimm sie! sprach ich und streute die Blumen, die schlummernden Nachbarn
Senden das Opfer durch mich, das die Liebe versäumt.

Todtenopfer. Drucke B Seite 132, C Seite 347. 2 C: Bis sie mir schwellen zum (H und B: endlich ward es ein) 4 C: Zierde (H und B: Zier) 8 C: da es die Liebe (H und B: das die Liebe). — Über einen Erstdruck vgl. Abschnitt 2 (Gedruckte Vorlagen).

3. Napoleon

(HW VI, 368)

„Nennt doch den Korsen nicht groß! Er wußte die Menschen zu brauchen,
Wies Jedwedem den Platz, der ihm eignete, an,
Knüpfte, was ringsum geschah, mit klugem Geiste zusammen,
Nutzte es listig, und hieb endlich darein mit dem Schwert!"
Freilich! Was rühmt Ihr den Shakspere! Er reihte Buchstab an Buchstab,
Setzte am richtigen Ort Komma, Kolon und Punct,
Mischte das Alphabet, wie Andre, nur etwas geschickter,
Bis ein Macbeth, ein Lear und ein Hamlet entstand!

Napoleon. Drucke B Seite 124, C Seite 440. 1 B: den Menschen (H und C: die Menschen) 2 C: welcher (H und B: der) 3 C: rings (B und H: ringsum) 5 C: man den (B: Ihr H: Ihr den) 6 C: Komma und Kolon (B und H: Komma, Kolon) 8 C: oder (B und H: und)

IV.

1. Der Allerchristlichste

(HW VII, 231)

Niemals wehrt sich der Esel! Als christlichstes unter den Bestern,
Stört er Niemands Genuß, selbst nicht des Wolfs, der ihn frißt!

Der Allerchristlichste. Drucke: B Seite 201 und Wiener Zeitschrift 1848, Seite 396. Eine zweite Handschrift (H^2) kennt Werner (HW VII, 445). Titel B: Der Allerdeutscheste. 1 B: deutscheftes (H und H^2: christlichstes)

2. Das revolutionäre Fieber

(HW VII, 227)

Freilich, ein Fieber des Volks, das revolutionäre,
Aber, wie seltsam, es stirbt immer der König daran!

Das revolutionäre Fieber. Drucke: B Seite 145 und Wiener Zeitschrift 1848, Seite 396. H, Wiener Zeitschrift und B übereinstimmend. Werner (HW VII, 442) teilt nicht mit, woher die Varianten 2 traurig statt: seltsam; öfter statt: immer stammen.

3. Das Gelübde

(HW VI, 370)

Niemals Wein zu trinken, als aus kristall'nem Pocale,
Nie zu küssen ein Weib, das Dir nicht göttlich erscheint,
Dies beschwöre mir, Jüngling, so will ich das Kirchen-Gelübde
Dir erlassen, Du bleibst dennoch ein leidlicher Mensch.

Das Gelübde. Drucke: B Seite 151, C Seite 445. 1 C: krystall'nem (B und H: kristall'nem). 4 C: Gern Dir erlassen (B und H: Dir erlassen). 4 B: Mensch, wie Du sollst. (B und H: leidlicher Mensch.)

4. Auf dem Capitol

(HW VI, 332)

Cäsar entblößte sein Haupt und hatte sich selbst nicht zu grüßen,
Kann ich weniger thun, nun sein Schatten hier weilt?

Auf dem Capitol. Drucke B Seite 130, C Seite 360. Außer dieser noch eine H^2 (vgl. HW VII, 323) B und H übereinstimmend. 2 H^2: Thät ich weniger jetzt, nun sein 2 C: jetzt, da sein (H: Kann ich weniger thun, nun sein)

5. Niederländische Schule

(HW VI, 348)

Siehst Du den Meister? Er spuckt! Nun hat er, was ihn begeistert.
Wenn er den Auswurf copirt, thut er der Schule genug.

Greift dann gar ein Beſchauer mit einem Pfui! zum Schnupftuch,
Weil er für wirklichen Schmutz dieſen artiſtiſchen hält,
O, dann feiert die Kunſt den höchſten ihrer Triumphe
Und der Künſtler verlangt, daß man, wie Zeuxis ihn ehrt!

Niederländiſche Schule. Drucke B Seite 143, C Seite 396. 1 B C: ſpukt! (H: ſpuckt!) 3 C der (B und H: ein)

6. Die Cenſur

(HW VI, 361)

Haltet die Uhr nur an und denkt: nun wird es nicht Abend!
Stand die Zeit ſchon ſtill, weil es ein Küſter gebot?

Die Cenſur. Drucke B Seite 145, C Seite 424, Wiener Zeitſchrift 1848, Seite 352. Titel C: Zu erwägen. 1 B C: denkt, (H: denkt:) 1 C: werd' (H und B: wird) 2 C: Sonne (H und B: Zeit) 2 B: weil ihr Weiſer es that? (C und H: weil es ein Küſter gebot?)

7. Nur weiter

(HW VI, 362)

Vormund ſetzt Ihr nach Vormund, Ihr Fürſten, wer ſollt' es nicht loben?
Geht nur weiter, Ihr ſeyd noch nicht völlig am Ziel!
Setzt, wie jeglichem Dorf, ſo jeglichem Menſchen den ſeinen,
Dann wird wieder, wie einſt, jeder ſein eigner ſeyn!

Nur weiter. Drucke B Seite 174, C Seite 426, Wiener Ztſchr. 1848, Seite 356. 1 C: wer ſollt' es nicht loben und preiſen? (H und B: Ihr Fürſten, wer ſollt' es nicht loben?) 2 C: am Ziele der Bahn. (H und B: völlig am Ziel!) 4 B C: eigener (H: eigner.)

8. Die römiſche Courtiſane

(HW VI, 371)

Näna, ich finde Dich tragiſch geſtellt in der heiligen Roma:
Alle ſollen dich ſeh'n, die nur, die Alles ſeh'n nicht!

Die römiſche Courtiſane. Druck C Seite 446. Fehlt B; über 2 Journaldrucke und H^2 vgl. HW VII, 365. Titel C: Eine römiſche Courtiſane und die Polizei. H^2 und Journaldrucke: Die römiſche

9. Die feine Naſe

(Nur in veränderter Form HW VII, 193)

Fein iſt die Naſe des Hundes. Im Dreck noch riecht er den Braten!
Aber, was hat er davon? Nichts, als daß er ihn frißt!

Die feine Naſe. Wohl die zweite Faſſung des in TW III, Nr. 3358, Seite 38 (Rom, 21. Februar 1845) abgedruckten Epigramms:

„Der Hund hat eine feine Naſe,
Er riecht im Kothe noch den Speck;
Den Weihnachts-Braten noch im Aaſe;
Was folgt daraus? Der Hund frißt Dreck!

Die hier mitgeteilte Faſſung in Diſtichenform muß zwiſchen 21. Februar und 10. Juni 1845 entſtanden ſein.

10. Das größte Hinderniß

(HW VI, 341)

Was den Menſchen am meiſten in Kunſt und Leben zurück hält?
Daß er auf Brücken ſich gern ewige Wohnungen baut!

Das größte Hinderniß. Drucke: B Seite 191, C Seite 379. 1 B: zurückhält? (C und H: zurück hält?)

11. Die Pfaffen in Frankreich und Italien

(HW VII, 228)

Pfaffen ſah ich in Frankreich und in Italien Pfaffen,
Jene ſenken das Haupt, dieſe erheben es ſtolz.
Ach, dort ſind ſie verdammt, den Herrn zu tragen, und das iſt
Schwierig, hier trägt ſie der Herr, das iſt ſanft und bequem!

Die Pfaffen in Frankreich und Italien. Drucke: B Seite 148. Journaldrucke verzeichnet HW VII, 443. Titel B: Unterſchied. (Derſelbe in den Journalen.) Sonſt ſtimmen B und H überein. (Abweichungen in den Journalen verzeichnet, HW VII, 443.)

Aus den Sonetten

Doppelter Krieg

(HW VI, 313)

Wie ſollten ſich des Schönen Prieſter haßen,
Wie ſollten ſie unedel ſich bekriegen!
Ein Jeder wird dem Andern gern erliegen,
Das heißt: ſich gern von ihm bewirthen laßen.

Doch freilich werden ſie das Schwert erfaßen,
Den Pfuſcher, der den Thron der Kunſt beſtiegen
Und ihn ſchon dadurch ſchändet, zu beſiegen,
Weil dem vor Zorn die Götter ſelbſt erblaßen.

Was iſt es dort? Ein anmuthvolles Ringen,
Ob Einer leiſten ſolle, ob genießen,
Ob füllen, oder leeren bloß, die Schaale.

Hier gilt's, den Pöbel-Fürſten zu bezwingen,
Den die Conſorten in den Tempel ſtießen,
Damit er allen Muſen Bärter male.

(zu mehreren iſt kein Raum mehr.)

Rom. Mai 1845. Friedrich Hebbel.

Doppelter Krieg. Drucke: B Seite 117, C Seite 319. (Über eine H² und ihre Varianten vgl. HW VII, 310.) 4 B C: heißt, (H: heißt:) 4 B C: laſſen! (H: laßen.) 11 B: blos (C und H: bloß.) 12 B und C: Pöbelfürſten (H: Pöbel-Fürſten) 13 B C: Den ſchnöde Wächter — ließen (H: Den die Conſorten — ſtießen)

Das ebenfalls handſchriftlich erhaltene Gedicht, „Das Venerabile in der Nacht" ſoll nach einer Werner vorgelegenen Handſchrift (HW VII, 300) am 12. Juli 1845 entſtanden ſein. Doch ſcheint dieſes Datum nicht ſicher feſtzuſtehen. In dem an Campe ge-

sandten Brief vom 6. August 1845 (bei Theobald Bieder „Vier unbekannte Briefe Friedrich Hebbels", „Allgemeiner Beobachter" [Hamburg], 2. Jahrgang, Nummer 14, Seite 210), schreibt Hebbel: „Ich schließe ein kleines Gedicht, ein italiänisches Bild, bei, das ich gestern Abend machte, als ich das, was darin vorkommt, erlebte. Geben Sie es Wille, wenn er die holsteinischen Blätter noch redigiert, es mag mein Andenken bei meinen Landsleuten auffrischen ....." Dieser Passus kann sich nur auf das „Venerabile in der Nacht" beziehen, da sich sonst kein von Hebbel an Campe aus Neapel gesandtes Gedicht, dem italienische Erlebnisse zugrunde liegen, erhalten hat. Naheliegend ist die Annahme, die Behauptung Hebbels, daß er das Gedicht „gestern Abend" (also am 5. August 1845) machte, sei unrichtig. Man hat also wohl in dem nachfolgend mitgeteilten Gedichte die Beilage zu dem Briefe vom 6. August 1845 zu sehen.

Es findet sich auf einem Blatte gelblichen Briefpapiers; beide Seiten sind eigenhändig beschrieben. Zeichen in Hochprägung: Krone über BATH.

(Druck: HW und SW, VI. Band, Seiten 286 und 287)

Das Venerabile in der Nacht.

Aus meinen Italiänischen Gedichten

Auf benachbartem Balcone
Sah ich, wenn die Nacht sich senkte,
Oft zwei Schwestern treulich gehn;
Doch, wie nah ich ihnen wohne,
Und wie drob mein Herz sich kränkte,
Tags hab' ich sie nie gesehn;
Nur mit seiner Flammenkrone,
Die er, wie in Feuer, tränkte,
Sah ich den Granatbaum stehn.

Heute auch ſind ſie erſchienen,
Ihre Kleider, ihre weißen,
Schimmern durch die Nacht, wie Licht;
Und die Düfte ziehn von ihnen
Her zu mir, die ſich befleißen,
Zu erfriſchen ihr Geſicht;
Nur die ſüßen Mädchenmienen,
Die der Himmel uns verheißen,
Nur ihr Antlitz ſeh' ich nicht.

Horch, da zieht es durch die Gaßen,
Beten höre ich und ſingen,
Fromm gebeugt ſteht Jedermann;
Mit dem Chriſtusbild, dem blaßen,
Kommen Knaben, Glocken klingen,
Und Gott ſelber naht heran;
Aber meine Nachbarn faßen
Nach den Lampen rings und bringen
Sie zum Fenſter, knieen dann.

An die junge Bruſt ſich ſchlagend,
Sinken zu des Ew'gen Preiſe
Auch die Schweſtern auf das Knie;
Und, die helle Lampe tragend,
Kommt die Mutter ſtill, die greiſe,
Und ſie ſtellt ſie zwiſchen ſie;
Doch der Baum ſie überragend,
Streut auf ſie die Blüten leiſe,
Die der Sommer ihm verlieh.

Neapel. Friedrich Hebbel

Untertitel fehlt H^2. In B (Seite 15 f.) und C (Seite 266 f.) heißt es: (Ein Bild aus Neapel.) 3 B, C: traulich geh'n; 4 B C: nah' 5 B C: d'rob — kränkte: 6 B C: geſeh'n; 9 B C: ſteh'n. 13 B C: zieh'n 19 B C: Horch'! Gaſſen,

22 B C: blaſſen, 23 B C klingen [ohne nachgeſetzten Beiſtrich] 25 B C: faſſen 32 H^{2*}): jetzt [darüber wie in H: ſtill] 34 H^2: doch, ſie Beide überragen [dann wieder in die Form von H gebracht] 35 H^2: ſtatt: „auf ſie die" verſuchte Änderung: der Baum die 35 f. H^2: die verſuchte Änderung „Streut der Baum an Blüten leiſe, Was der" geſtrichen.

Die letzte Gedichtehandſchrift Hebbels, die ich verwerten kann, betrifft das Gedicht „Diocletian" (HW und SW VI, 429–432). In den Lesarten und Anmerkungen zu HW (VII, 383) ſtellte Werner feſt, daß ſich eine Handſchrift nicht erhalten habe. Sie hat ſich aber im Nachlaſſe Ludwig Auguſt Frankls gefunden, und ſein Sohn, Herr Dr. Bruno Frankl Ritter von Hochwart, ſtellte ſie mir zur Verfügung. Werner bewerkſtelligte den Abdruck des Gedichtes nach der von Emil Kuh veranſtalteten Geſamtausgabe (VIII. Band, Seite 47 ff.). Gegenüber der Handſchrift finden ſich hier zahlreiche orthographiſche und Interpunktions-Verſchiedenheiten, die ich im nachſtehenden verzeichne: (HW, SW und Kuhs Ausgabe ſind völlig identiſch.)

Vers 1: H: Jahr (HW Jahr') 3 H immer, (HW immer) 4 H weiß! (HW weiß) 5 H ſeyn: (HW ſein:) 8 H Spiel, (HW Spiel;) 13 H wohl gerathen! (HW wohlgerathen!) 18 H Dank, (HW Dank) 21 H ſeyn, (HW ſein,) 22 H Mein (HW mein) 24 H Kaiſerthum! (HW Kaiſerthum.) 25 H Flucht! (HW Flucht,) 26 H verrucht. (HW verrucht!) 34 H ſey: (HW ſei,) 35 H ſelbſt (HW ſelbſt,) 44 H licht. (HW licht,) 46 H Und, wie von Flammen, (HW Und wie von Flammen) 62 H Kaiſer-Grab. (HW Kaiſergrab,) 64 H Juwelen Pracht, (HW Juwelenpracht,) 65 H Liebes-Pfand (HW Liebespfand) 66 H jeden (HW Jeden) 67 H Tod (HW Tod,) 72 H Welt-Gebietern (HW Weltgebietern) 73 H Palaſt (HW Pallaſt) 74 H umfaßt: (HW umfaßt.) 76 H mich (HW mich,) 81 H Ceder (HW Zeder) 82 H blüh'n. (HW blüh'n!) 83 H nein, (HW nein!) 84 H muß. (HW muß!) 85 H heut (HW heut') 87 H Gift-Pocal (HW Giftpocal) 91 H Kaiſerlichen (HW kaiſerlichen) 92 H laß

*) H^2 iſt die Werner bekannte Handſchrift bezeichnet.

(HW lass') 94 H hier — Du siehst es — hier (HW hier, Du siehst es,) 96 H Skizze! Geh (HW Skizze — geh.)

Unterzeichnet ist die Handschrift (ein gelbliches Quartblatt, auf jeder der vier Seiten je vier Strophen): Friedrich Hebbel.

1863

b) Gedruckte Vorlagen.

Außer den im vorhergehenden beschriebenen Handschriften von einzelnen Gedichten konnte ich einige Erstdrucke auffinden, die dem Herausgeber der großen kritischen Gesamtausgabe, Richard Maria Werner, unbekannt geblieben sind. Sie fanden sich in der Wiener Zeitschrift „Die Gegenwart" (Hebbels Beziehungen zu ihr sind im Abschnitte I ausführlich dargelegt) und in einem Jahrgange des von Johann Nepomuk Vogl herausgegebenen Taschenbuches für das Jahr 1847 „Thalia" (Vierunddreißigster Jahrgang. Wien in Commission bei Jacob Dirnböck).

Im Jahrgange 1846 der „Gegenwart" finden sich zwei Gedichte von Hebbel. In Nr. 12 „Todtenopfer" (HW VI, 327, B Seite 132, C Seite 347). Dieses Epigramm, das sich unter den an Campe gesandten befindet, wurde textkritisch schon unter a) besprochen. Außer Interpunktionsvarietäten weist der Druck in der „Gegenwart" in 7 die Änderung: Nimm hin, (B, C und H: Nimm sie) auf.

Nr. 201 der „Gegenwart" enthält „Unsere Sprache." (HW VI, 346, B Seite 176—178, C 392 f.) H an Campe gesendet (vgl. oben unter a) Der Druck in der „Gegenwart" wird mit Gg bezeichnet.) 1 C: doch (B, Gg, H: und) 2 C: nur die italische klingt (B Gg H: die italische zwar)

3 C: wie irgend eine der Völker (B Gg H: im höchsten Sinne des Wortes) 4 C: Wörter (B Gg H: Zeichen) 10 C: Fesselt (B Gg H: Bindet) 11 C: die frei'ste Bewegung (B H: freiste Bewegung; Gg: frei'ste Bewegung) 12 C: Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz. (B Gg H: Und erneuert sich so ewig Leben und Reiz. [Gg: Reitz.]) 13 C: ihr Dichter, (B Gg H: o Poeten,) 14 C: nicht mit dem Joche

das (B Gg: mit dem Joch nicht; H: mit dem Joch nicht ſein) 15 – 18 fehlen C (B und Gg bieten denſelben Text wie H. Nur 17 in B Gg: verdient nur Verachtung, H: iſt wahrhaft verächtlich, 18 B Gg erfrecht; H: erfrecht,) 19 C: Glaubt (B Gg H: Glaube) 19 C: kindiſch zerſtochen, (B Gg H: ſchnöde durchſtochen) 20 C: Berſten und reißen; (B Gg H: Endlich reißen,) 20 C: es führt wieder nach Babel zurück, (B Gg H: denn dies [H: dieß] führt zum Chaos zurück,) 21 – 23 C: Oder wer ſetzte Barbaren im Ungebund'nen die Gränze? (B Gg H weiſen drei Zeilen auf: Laß' (B Gg: Laß) Dir kein: es nectart! gefallen, Daß ein: es tiſcht! nicht

Darauf folge, wer ſteckt (Gg: ſtekt) Barbareien ein Ziel,

Oder, wer wollte beweiſen, man könne durchaus nicht ſo ſagen? (B Gg: ſagen,)

26 C: Dinge (B Gg H: Ding) 27 C: Darf ſich aber darum ein Jeder die eigene bilden? (B: Darf ſich aber darum, wer will, die eigene bilden? Gg: Aber darf ſich darum, wer will, die eignen bilden? H: Aber, darf ſich darum Jedweder die eignen bilden?) 28 C: Beſſer wäre der Menſch ſtumm, wie die Fiſche im Meer! (B Gg H: Beſſer keine, fürwahr, als ein ſolches Gewirr,) 29 – 30 C: geſtrichen (B Gg H: übereinſtimmend. Nur 29 Gg: Zwek.) 33 C B Gg: gemeſſenen (H: gemeſſnen) 34 C: plözlich zu eng für die Heroen (B: wirklich zu eng für die Rieſen Gg H: wirklich zu eng für uns Rieſen) 36 C B: jährlich (Gg H: ewig) 36 Gg ſtatt Lenz: Herz (Druckfehler, der von der Redaktion in Nr. 204 berichtigt wurde.) 38 C: Friſch iſt der Duft, und im Kranz thut ſich der Meiſter hervor! (B H: Friſch ſind Farbe und Duft, originell ſei [H: ſey] der Kranz! Gg: neu, wenn er kann, ſei der Kranz.)

In Vogls „Thalia" finden sich im Jahrgang 1847 auf den Seiten 71 und 72:

Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

1.

Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel.

(Der Druck ist völlig identisch mit B Seite 29, C Seite 255, HW VI, 280 – 281. Nur ist das Gedicht in der „Thalia" ohne Abschnitte gesetzt, während B und C je drei Verse durch Spatium abtrennen.

Interpunktionsdifferenzen: Vers 5 fehlt in der „Thalia" der Gedankenstrich nach Braut (gegenüber B und C, die ihn setzen) Vers 6 Thalia: Kerze; (C B: Kerze.)

2.

Des Sünders Wahn.

Sonnet.

(Identisch mit: „Die Freiheit des Sünders". B Seite 109, C Seite 316, HW VI, 312. Eine Abweichung nur Vers 14: C B: Und Nichts dadurch im Aether umgestalten (Thalia ebenso wie eine von Werner HW VII, 309 beschriebene H: Und in der Luft dadurch Nichts umgestalten.)

Das Gedicht „An des Kaisers von Österreich Majestät" (HW und SW VI, 306 – 307) ist nach Werners Angaben zuerst 1853 in Prutz' „Deutschem Museum" erschienen, dann 1857 in C, 1858 in „Das Kaiser-Album Viribus unitis". Herausgegeben von der Mechitharistencongregation. Wien 1858. Diesen Druck scheint Werner nicht in der Hand gehabt zu haben, weil es ihm unmöglich entgangen wäre, daß hier die erste Strophe des 1853 nach dem mißglückten Attentate auf Kaiser Franz Josef entstandenen Gedichtes durch eine andere

ersetzt ist. Diese entscheidende Änderung erklärt sich leicht. Das Album sollte schon 1853 erscheinen; da sich aber die Herausgabe um fünf Jahre verzögerte, war der unmittelbare Anlaß, auf den sich der Untertitel des Gedichtes in C („Bei Gelegenheit des Attentats") und die Eingangsstrophe beziehen, nicht mehr aktuell. Dagegen wurden 1858 das zehnjährige Regierungsjubiläum und die bevorstehende Geburt des sehnlichst erwarteten Thronerben gefeiert; deshalb änderte Hebbel, der sein Gedicht schon von Anfang an dem Album der Mechithariſten zugedacht hatte, die erste Strophe völlig ab, die 1858 folgenden Wortlaut hatte:

An Seine Majestät
den Kaiser von Österreich.

Du hast die Last der Krone früh getragen,
Du hast so manchen schweren Sturm erlebt,
Und doch in guten, wie in bösen Tagen
Nicht überkühn getrotzt und nicht gebebt,
Dem Felsen gleich, an den die Wogen schlagen,
Und der so wenig sinkt, als sich erhebt,
Und größ'res Lob ward Keinem noch geschrieben,
Als dieß: Er ist sich immer gleich geblieben!

Außer dem gegenüber C ein wenig variierten Titel weist der Druck in „Das Kaiser-Album" noch ein paar Interpunktions- und orthographische Differenzen auf. 10 C: Welt, (Album: Welt;) 12 C erhellt, (Alb.: erhellt:) C 16: schlagen! (Alb.: schlagen) C 20: zugleich: (Alb.: zugleich.) C 21: eine (Alb.: Eine) C 22: bleich? (Alb.: bleich:) C 24: Lebensgluten! (Alb.: Lebensgluten.) C 25: darnieder, (Alb.: darnieder:) C 26: Dir, (Alb.: Dir) C 26: schon, (Alb.: schon!) C 28: Götterſohn, (Alb.: Götterſohn:) C 32: wanken! (Alb.: wanken.) C 33: düstern (Alb.: düst'ren) C 48: Habsburg (Alb.: Habsburg.)

B) Textkritisches zum Märchen „Der Rubin".

Zur Textkritik der Werke Hebbels liefert ein bisher von niemand eruierter Abdruck des Märchens „Der Rubin" einzelne Hinweise. Es erschien in einem von M. G. Saphir herausgegebenen „Humoristischen Album für den Weihnachtsbaum" (Wien, 1848, bei Leopold Grund) zum zweiten Male, nachdem es, wie Hebbel selbst gelegentlich der Erstaufführung seines Märchen-Lustspiels „Der Rubin" (1849) auf dem Wiener Hofburgtheater in der „Oesterreichischen Reichszeitung" vom 23. November 1849 (Nr. 8) erwähnte, schon 1843 in Mundts „Freihafen" veröffentlicht worden war; der Ort der zweiten Publikation blieb sowohl M. R. Werner als auch Wütschke in seiner „Hebbel-Bibliographie" unbekannt. Werner lag allerdings ein Korrekturbogen dieses Abdrucks vor, aus dem er die von Hebbels eigener Hand herrührenden Verbesserungen des Textes im ursprünglichen „Freihafen"-Drucke in den Lesarten zum achten Band von HW (Seite 386–387) feststellen konnte. Er war indes der irrigen Ansicht, daß ihm ein wirklicher zweiter Abdruck des Märchens vorgelegen wäre, (an einem von ihm nicht festzustellenden Orte) und daß Hebbel erst n a c h dem zweiten Erscheinen des Märchens die handschriftlichen Änderungen angebracht hätte, die sich in dem Bogen angemerkt finden. Nun ergibt sich aber aus der Einsicht in das Saphirsche „Humoristische Album", daß dem nicht so sei, daß vielmehr die von Hebbel vorgenommenen Korrekturen dann auch in dem eigentlichen Abdruck Eingang fanden. Wesentliche Unterschiede zwischen dem „Freihafen"- und dem „Album"drucke sind nicht vorhanden; orthographische und Interpunktions-Differenzen müssen nicht unbedingt Hebbel zugeschrieben werden; sie können typographische Eigenmächtigkeiten des Setzers gewesen sein, die aber der Dichter approbiert zu haben scheint, da sich in dem Werner vorgelegenen Korrekturbogen — was sich aus seinen Lesarten ergibt — keine diesbezüglichen Änderungen finden. Wichtig sind nur drei

Änderungen gegenüber dem ersten Druck: Die Umwandlung des Participium praesentis „verschleiernden" in das Participium perfecti „verschleierten", die neutrale Verbindung des Wortes Turban gegenüber der maskulinen im „Freihafen" und die Änderung des Wortes „Sehnsucht" in „Selbstsucht".

III. Anhänge

A. Gespräche Hebbels mit L. A. Frankl und H. J. Landau.

Dem Dichter des „Primator" kommt um Hebbel ein unvergleichliches Verdienst zu: er war einer der ersten, der für ihn in Wien, wo Hebbel sich zu voller Höhe und dauernder Anerkennung durchringen sollte, nachdrücklichst eintrat. Es muß nicht restloses Verständnis für Hebbels Kunst gewesen sein, das Ludwig August Frankl zu sehr verständnisvoller Würdigung in die Schranken rief. Aber er besaß genug Tiefe des kritischen Blickes und Objektivität, um sich selbst dort für ein schaffendes Ingenium mit warmem Temperamente und oft rührender Beharrlichkeit einzusetzen, wo ihn sein eigenes dichterisches Können vielleicht auf andere Wege wies. Das ist ein Ruhmesblatt für Ludwig August Frankl, dem jeder billig Denkende — Ferdinand Kürnberger war dies leider selten — eines nachsagen muß, daß er nie für Halbes und Unreifes in die Arena stieg, sondern stets bemüht war, in seinen „Sonntagsblättern" den Großen und künstlerisch Gefesteten die Bahnen zu ebnen, die ihnen durch Halb- und Viertelstalente im Vormärz so oft verrammelt waren.

Ungetrübt verlief die Freundschaft mit Hebbel für Frankl nicht immer — die Ursache davon zu erörtern, ist hier nicht am Platze. Dankbar darf man ihm aber für die Bewahrung seiner Begegnungen mit Hebbel sein, die er in seiner (Wien 1884) erschienenen kleinen Schrift „Zur Biographie Friedrich Hebbels" publizierte. (Vorher in Johannes Nordmanns „Illustrirter Zeitung", 1884, I. Halbjahr.) Sie enthält indes nur eine Auslese aller Aussprüche Hebbels: vieles hat sich im Nachlasse Frankls vorgefunden, was er der Öffentlichkeit vorenthalten hatte. Ich gebe im nachstehenden nicht alles wieder, was sich erhalten hat, sondern nur die Aussprüche Hebbels, die mir dadurch völlig authentifiziert scheinen, daß ihnen in den Briefen

und Tagebüchern ähnliche entsprechen. An der Treue der Mitteilungen Frankls ist nicht zu zweifeln; man vergleiche u. a. seine Schilderung der Begegnung mit Hebbel am Todestage Hammer-Purgstalls (Frankl a. a. O. Seite 28) mit Hebbels Darstellung in TW IV, Nr. 5492, Seite 90 und in dem Briefe an Uchtritz vom 21. November 1856, BW V, 348 oder die Mitteilungen über den zu Ehren Hebbels veranstalteten Kommers am 50. Geburtstage (Frankl, Seite 50—51 und Hebbel TW IV, Nr. 6127, Seite 91).

In den Sommer 1861 ist die folgende Notiz Frankls zu verlegen, der behauptet, daß die vor ihm und seiner Frau gemachte Äußerung Hebbels in Gmunden gefallen sei. Aus diesem Sommer 1861 existiert kein Brief Hebbels an Frankl, weshalb man wohl den Schluß wagen darf, Frankl habe ihn dort aufgesucht. (1862 war Frankl, entgegen seinem Versprechen, nach Gmunden zu kommen, in Teplitz; vgl. Hebbels Briefe vom 2. August 1862, BW VII, 216 und vom 9. November 1862, BW VII, 269.) Da sich übrigens eine der Frankls Mitteilung ähnliche Eintragung aus dem Jahre 1861 im Tagebuche Hebbels findet, darf man das Jahr 1861 als das des Ausspruches Hebbels feststellen. Er sagte:

„Wenn ich eine Million besitze und jemandem 100 000 fl schenke, so macht das Aufsehen. Was Kuh ist und hat, hat er von mir bekommen. Seine besten Gedanken sind die abfallenden Splitter meines Geistes. Er ist eine Giftschlange."

(Ein ähnlicher Gedanke TW IV, Nr. 6184, Seite 325. Wien, 14. September 1861.)

Am 24. Mai 1862. Begegnung auf der Straße.

Frankl notiert: „In seiner pathetisch herumarbeitenden Weise: ‚Ihre Mitteilungen „Aus halbvergangener Zeit" sind sehr merkwürdig. Ich unterschreibe, was Hamann sagt: Der Stil beweist, wieviel der Schriftsteller verdaut hat. Sie haben seit 15 Jahren enorm in sich aufgenommen. In dem kleinsten Detail spiegelt sich das Ganze der damaligen Zustände ab. Ich lese jetzt das neueste Buch von Gervinus. Wieviel wird da geschrieben, um ein Bild zu geben, das man

doch nicht erhält. Mein Verleger schickte mir's, nicht ohne Absicht, daß ichs bespreche.'

‚Wie wollen Sie mich mit Gervinus vergleichen?'

‚Sehr und weit mehr! Sie schreiben wirklich Kulturhistorie, und ich höre nicht gern, daß Ihnen die Sachen kein Vergnügen bereiten. Auch dies sind Produktionen, und zwar sehr wichtige.'"

(Vgl. Brief an Christine aus Wilhelmsthal vom 18. August 1862, BW VII, 231 über Hebbels Rezension von Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts in der „Illustrierten Zeitung" vom 9. August 1862, Nr. 697 [jetzt HW XII, 326 ff.]. Frankls Erinnerungen „Aus halbvergangener Zeit" lobt Hebbel auch in dem Briefe an Campe vom 25. Mai 1862, BW VII, 177.)

Ohne nähere Datierung notierte Frankl folgende Aussprüche Hebbels:

„Anastasius Grün wird sehr überschätzt. Zieht man die politische Beziehung von seinen Gedichten ab, so findet man, daß seine lyrische Begabung eine geringe ist. Sein eigentliches Talent besteht in Pathos und Witz, in scharfsinnigen Pointen!"

„Er (Anastasius Grün) besitzt nur ein witziges Pathos."

(Über die geringe Wertung der Dichtung Grüns vgl. TW I, Nr. 1054, Seite 229 und TW I, Nr. 1529, Seite 346.)

‚Der Genius und die Gesellschaft' hieß ein Trauerspiel*), das Lord Byron zum Helden und Elise Schmidt zur Verfasserin hatte. „Es ist mehr Gesellschaft", äußerte Hebbel, „als Genius darin, und in ihrem ‚Judas Ischariot' ist gar nichts darin. Sie selbst ist aber eine charmante, begabte Person."

(Über Elise Schmidt und ihren „Judas Ischariot" vgl. BW IV, 144 und 154 und VIII, 40 – durchwegs abfällige Urteile Hebbels.)

Betty Paoli nannte er nie anders als ‚Der gestiefelte Kater'. „Was ist die Droste-Hülshoff gegen dieses lyrische Subjekt, das nur formgewandt wird, wenn es seine sinnlichen Schmerzen und Wonnen besingt!"

*) 1849 verfaßt, 1856 in Elise Schmidts „Drei Dramen" erschienen.

(Vgl. Hebbels Epigramm HW VII, 233:

Betty Paoli und Genoveva.

Niemals haſt Du gelebt, ſo ruft die geſtiefelte Katze*)
Betty Paoli; ſie weint, tröſte Dich, niemals in ihr.)

Franz von Braunau. (Pſeudonym für Franz Xaver Fritſch.) „Es iſt eine unglaubliche Fruchtbarkeit, die dieſer Mann entwickelt. Er hat an 200 Dramen geſchrieben. In allen ſind gute Ideen, aber ihm fehlt die Kraft der Ausführung. Der Stoff eines ſeiner Trauerſpiele, der für eine ſatiriſche Tragikomödie ganz gemacht wäre, iſt folgender:

Zwei arme Leute haben ein Kind und ein Schwein; es frißt jenes auf, und nun entſteht die Frage zwiſchen ihnen, ob ſie das Schwein eſſen dürfen."

(Über Franz Xaver Fritſch vgl. die Regiſter von TW und BW.)

Daran ſei ein beſſer gemeintes als gelungenes Gedicht Fritſchs, das handſchriftlich im Nachlaſſe Frankls liegt, gefügt:

An Friedrich Hebbel
Zum Namenstage am 6ten März 1859.

Wenn ich Dir heut' meine Glückwünſche bringe,
Folg' ich dem alten katholiſchen Brauch:
Einen Geburtstag hat jedes Tier auch;
Achten wir darum ihn nur für geringe,
Schätzen ſo mehr wir den wichtigen Tag,
Der eines Heiligen Namen uns gab,
Gleichſam als helfenden, ſichern Stab,
Daran man zum Himmel emporklimmen mag. —
Wie ich den Tag Dir des Namens noch deute
In anderer Weiſe, vernimm nun mit Gunſt:
Wer ſind die Heil'gen im Himmel der Kunſt?
Die Genien ſind's! und der Tag iſt heute,

*) So (nicht: geſtiefelter Kater) nannte Hebbel die Dichterin, die ihn oft ſcharf angegriffen hatte.

Welcher den Namen von einem der größten*)
Im Himmel der deutschen Dichtkunst trägt.
Wie dem jedes Herz mit Bewunderung schlägt:
So werden auch Deinem, als einem der Besten,
Glänzend in Deutschlands Ruhmeshallen,
Ewige Lobgesänge erschallen!

Eine größere Anzahl von Aussprüchen Hebbels beschäftigt sich mit Franz Grillparzer. Ihre Richtigkeit erfährt durch andere Berichte ihre Bestätigung. (Vgl. in der meisterlichen Ausgabe August Sauers von „Grillparzers Gesprächen und Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen" (Wien 1910, Verlag des Literarischen Vereins) die II. Abteilung unter Nr. 947 (Robert Waldmüller bei Hebbel) Nr. 1017 (Adolf Pichlers Tagebuch), Nr. 1062 (Emil Kuhs Erzählungen) u. v. a.

Frankl zeichnete die folgenden Aussprüche Hebbels über Grillparzer auf:

Am 1. Dezember 1862 (in Hebbels Wohnung): „Grillparzers ‚Esther' ist nicht tief gefaßt, und was ist das für Stoff. Ich lese ihn eben jetzt wieder (er zeigte mir die Bibel auf dem Schreibtische)."

(Vgl. TW IV, Nr. 5988, Seite 229 vom 19. November 1862.)

„Grillparzers dramatisches Feuer ist wie eine Feuersbrunst, die sich selbst Wind macht." (Ohne Datum.)

Eingehendere Äußerungen Hebbels über Grillparzer finden sich in den folgenden Aufzeichnungen Frankls:

Hebbel widersprach sich häufig in seinen Urteilen über Menschen und literarische Produktionen. Lob und Tadel hingen bei ihm von momentanen Stimmungen ab. Er sprach, wenn auch nicht immer, die Wahrheit, aber es war meist nur die des Momentes. Phantasievolle, mit Geist begabte Menschen widersprechen sich häufig. Ich erlebte es oft, mit Lenau zu allermeist. Bei Hebbel kam noch verletzte Eitelkeit als Motiv hinzu. Er war sich aber auch dessen bewußt und

*) Friedrich Schiller (Anmerkung Fritschs.)

machte kein Hehl daraus. Ludwig Foglar erzählte mir folgendes Gespräch mit ihm:

‚Ich sprach mein Bedauern über das Zugrundegehen der gesinnungstüchtigen „Zeitstimmen" von Kolatschek aus, worauf er zu meinem Erstaunen erwiderte: „Was bedeuten die auch? und wer ist Kolatschek?" Die Äußerung verdroß mich, und ich konnte ihm es nicht ersparen zu sagen: „Sie haben mir ja Beide sehr empfohlen mit den ausdrücklichen Worten: ‚Die werden eine Macht in Deutschland werden. Vergessen Sie meine Worte nicht.' Nun habe ich sie nicht vergessen." Darauf erhielt ich die fast humoristische Antwort: „Ja, wenn Sie mit mir umgehen, müssen Sie es schon wissen, daß ich zu verschiedenen Zeiten mir widerspreche. Darin liegt aber auch die Fähigkeit in mir, Bedeutendes hervorzubringen."

‚Ich sprach', erzählte Foglar weiter, ‚daß Gutzkow die Redaktion der Wochenschrift „Vom häuslichen Herd" Frenzel übertragen habe, worauf Hebbel, die Zähne zusammenbeißend, höhnisch erwiderte: „Frenzel, Schwänzel, Scharwenzel! Bedeutet der auch etwas?" Und doch hatte er ihm, den er auch persönlich kannte, Emil Kuh wärmstens empfohlen. Dazwischen aber lag freilich eine ernst würdigende, aber auch tadelnde Kritik der Nibelungen.

Am 50. Geburtstage Hebbels begegnete ich ihm auf einem Balle, den die Künstlergesellschaft „Hesperus" gab*), und sprach ihm meinen Glückwunsch aus. Er erwiderte: „Mich behelligt das gar nicht. Ich habe so vieles abgetan und abgeschlossen und sehe ganz heiter auf die Jahre, die mir noch gegönnt sein werden".

Acht Tage darauf klagte er mir: „Ich bin schon 50 Jahre alt. Das schmerzt mich tief und nimmt mir alle Lust am Leben. Es ist eben vorbei!"

Als ich ihn auf seinen Widerspruch aufmerksam machte, meinte er: „Ja, da war's eine andere Stimmung!'"

*) Nach einer Tagebuchnotiz vom 25. März war Hebbel an seinem 50. Geburtstage krank. Hier dürfte ein Irrtum Foglars oder Frankls vorliegen.

Ich (Frankl) schicke die Schilderung dieser Eigenheit Hebbels voraus, um seine bei wiederholten Anlässen über Grillparzer ausgesprochenen Urteile auf ihre innerste Ueberzeugung zu prüfen. Es ist in einer Biographie Grillparzers zu lesen, daß Hebbel, mit einigen Freunden spazieren gehend, Grillparzer begegnet sei und ihnen zugeraunt habe: „Sehen Sie, da geht ein Unsterblicher!" Fast möchten wir glauben, daß dieser Ausspruch ironisch gemeint war, wenn wir die nachfolgenden Äußerungen Hebbels über Grillparzer lesen. Oder sind sie ebenfalls nur aus momentanen Stimmungen hervorgegangen? Wenigstens stehen ihnen keine wohlwollenden gegenüber.

Hebbel erzählte, es habe ihm Friedrich Halm mitgeteilt, wie Grillparzer sich bei einer Verhandlung über Einführung von Dichterstipendien geäußert habe, daß jeder Poet etwas lernen solle, was ihn ernähren könne. Die Poesie zur Ernährerin zu machen, heiße sie entweihen, er hasse überhaupt das sich jetzt herausbildende Literatentum, das sich wie Kunst geriere.

Hebbel, der selbst von Dänemark ein Dichterstipendium bezogen hatte und auch auf den Ertrag seiner Schriften angewiesen war, mochte sich von dieser Ansicht verletzt fühlen und entgegnete: „Grillparzer ist ein Egoist. Als ich nach Wien kam als Durchreisender und ihn besuchte, war er voll Liebenswürdigkeit, sprach überaus liberal. Kaum war ich in Wien ansässig, drehte sich das um. Ich glaube nicht, daß er mir direkt geschadet hat, aber genützt auch nicht."

Ich äußerte, um Hebbel etwas milder zu stimmen: „Er empfindet Ihnen gegenüber vielleicht Neid auf Ihre frische Produktionskraft. Aber doch nicht, wenn es gilt, erst aufstrebende junge Talente zu unterstützen." „Das ist es," erwiderte er, „der allgemeine Neid des Alters, das es nicht vertragen kann, wenn neue Quellen zu schießen beginnen; zu merken, daß man nur ein Tropfen im Strome war, der vorübergeht und als solcher verschwindet. Laube, der im ‚Oesterreichischen Lloyd' ein Panegyrikon über Grillparzer schrieb, tat klug daran. Grillparzer erhielt jetzt den Leopoldsorden, erhielt von Weimar her einen silbernen Pokal, kurz, war eine beliebte Persönlichkeit.

Aber mir sagte Laube wörtlich: ‚Was Grillparzer! Er taugt nicht in die Gegenwart, geschweige in die Zukunft. Ein Cadaver, der sich von frischen Wellen noch forttragen läßt. Einen Stein um den Hals binden! Ein hohler Polyp des Romantizismus!‘“

Ich führte einige Künstler an, namentlich Maler und Musiker, die trotz ihres Alters noch schaffenskräftig waren: Tizian, Haydn. —

„Ja, wenn man so alt werden kann, bei frischer Kraft. Wenn man aber abnimmt, so sollte man lieber sterben.“

„Ich habe noch nicht gehört, daß sich Menschen umbringen, wenn sie zu alt werden.“

„Das ist das Schlimme daran, daß mans nicht merkt. Hätte Goethe sonst den zweiten Teil des ‚Faust‘ geschrieben? Wie wäre der Verfasser des ersten Teiles in seiner Jugend über dieses Werk erschrocken!“

Fast möchte ich den obigen Ausspruch, als von Laube herrührend, bezweifeln, der sich eben bemühte, den dem Gesichtskreise fast entschwundenen Grillparzer wieder auf der Bühne des Hofburgtheaters erscheinen zu lassen. Dieser Umstand und daß Laube die Dramen Hebbels feindselig fernhielt, mochten diesen, der sich völlig gegen Grillparzer zurückgesetzt fühlte, tiefinnerst verstimmen. Auch pflegte Hebbel es zu lieben, wenn ihm über Schriftsteller und deren Produkte die eigenen Urteile zu heftig und darum zu gefährlich, sie auszusprechen, schienen, sie anderen in den Mund zu legen. Die oben angeführte Äußerung trägt aber das Gepräge der Sprechweise Hebbels.

Meines Wissens wurde er nur einmal Grillparzer gerecht, als er sich äußerte, daß der erste Akt von „Ottokars Glück und Ende“ Shakespeares würdig sei.

Hebbel erzählte gerne, daß der Minister Graf Fiquelmont, als er von der Berufung Laubes zum Direktor des Hofburgtheaters hörte, ausgesprochen habe: „Mir war es unerklärlich, wie man den heranziehen konnte, wohl aber begriff ichs, als ich sein Buch über das deutsche Parlament gelesen habe. Jetzt haben wir ihn!“ und Hebbel fuhr fort: „Ich habe Laube in einer Kritik über sein Trauerspiel

‚Struensee‘ bewiesen, mathematisch bewiesen, daß er kein Dichter ist, und das verzeiht mir der sonst talentierte, fingerfertige Literat nicht. Die Zukunft wird mich bestätigen.“

Auf Grillparzer, bei verschiedenen Anlässen wiederkehrend, äußerte Hebbel: „Grillparzer schrieb nach Auflösung des österreichischen Reichstages ein Gedicht, das ein Fußtritt war, den man besiegten Leichen in den H..... gibt.“ Ich erinnerte an das Gedicht „An Radetzky“ das Grillparzer in einem Momente veröffentlichte, in dem es gefährlich war für seinen Ruhm, vielleicht für sein Leben. „Das ist aus der gleichen Stimmung hervorgegangen,“ meinte Hebbel. „Er ist eine servile Natur. Im Privatgespräche kann man nicht genug zornige Schmähworte über gewisse hohe Persönlichkeiten hören, die er dann öffentlich besingt. Und ist Zedlitz und Halm nicht ebenso? Kennen Sie sein hündisch schmeichelndes Gedicht, in welchem er von einer Perlmutter spricht? Dieser Dualismus der österreichischen Poeten fällt mir sehr auf. Ich will nicht einmal von Castelli reden, den man für einen Dichter hält und der nur ein gewandter Macher schlechter Verse ist. Ich wurde aufgefordert, für ein patriotisches Album, das die Kongregation der Mechitharisten herausgab, einen Beitrag zu liefern. Bauernfeld kam zu mir und fragte, was ich zu tun gedenke? Ich meinte, mich als Nichtösterreicher losmachen zu können. ‚Gut‘, sagte er, ‚so werfe ich den Einladungswisch weg.‘ Nach einiger Zeit kam er zu mir, sprach allerhand, raisonierte über Personen und Zustände, daß man eine neue Revolution an die Pforte pochen zu hören meinte. Im Fortgehen warf er hin: ‚Apropos, ich habe für das dumme Album doch einige Worte geschrieben.‘ Da muß ich wohl auch, dachte ich, und sandte, um meinen guten Willen zu zeigen, auch ein Gedicht ein, von dem ich wußte, daß es durchaus nicht werde zugelassen werden können. Bauernfeld gilt aber ja als ein Erzliberaler; er ist ein gut kaiser-königlicher Demagoge, der ein loses Maul hat.

Grillparzer hat durchaus keinen offenen Geist für die Historie und die Weltströmung, sie geht neben ihm vorbei, und er beachtet sie gar nicht.“

Es ist nicht möglich, daß ein so begabter Geist, wie der Hebbels, nicht auch für die großen Schönheiten der Muse Grillparzers Sinn und Verständnis gehabt hätte. Es gibt, wie es nach seinem Ausspruche einen Neid des Alters gibt, auch einen Neid der Jugend.

Ein junger Mann brachte mir ein kleines episches Gedicht, um es mir zu widmen. Hebbel habe es sehr gelobt, aber die Widmung abgelehnt, weil er soeben mit einer solchen ausgezeichnet worden sei.

Ich las das Gedicht und fand es grundschlecht. Ich stellte Hebbel, bei unserer nächsten Begegnung, darüber zur Rede: „Unmöglich können diese Verse Ihren Beifall erweckt haben!" Er erwiderte lächelnd: „Warum nicht, lieber Freund? Je nachdem ich einen Maßstab anlege. Ich lese vieles, was nicht besser ist und doch gedruckt erscheint." „Weiß denn auch der junge Mensch, welchen Maßstab Sie angelegt haben? Und wäre er mit einer solchen Demütigung zufrieden?" Hebbel erwiderte: „Man darf jungen Leuten nicht direkt Talent absprechen, man muß sie in großen Zügen magnetisiren." — „Gut, junge Leute! Wenn aber einer, wie der von Ihnen Empfohlene, schon 28 Jahre alt ist? Der muß schon ein Lyriker *sein*; werden wird er es nicht mehr. Besser, er weiß das, als von einem Geiste, wie der Ihre ist, in seinem irrigen Glauben, daß er Talent besitze, bestärkt zu werden." Das Gespräch abbrechend, sagte er: „Der liebe Gott läßt auch ungeratene Blätter wachsen. Was sagen Sie *dazu*?"

* * *

Hermann Josef *Landau* hat in seinen „Stammbuchblättern" (zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage, Prag 1879, Seite 47 f.) ein paar Erinnerungen an Hebbel bewahrt, die es verdienen, aus dem ziemlich selten gewordenen Buche hervorgeholt und neuerdings mitgeteilt zu werden. Er bemerkt, daß seine Bekanntschaft mit Hebbel 1848 „noch im Werden" gewesen sei. Am 8. Januar 1848 hatte er ihm in sein Stammbuch geschrieben:

Der Mensch ist der bloße Stoff des Zufalls, so lange er sich nicht sittlich frei gemacht hat,
Es liegt daher nicht allein im Interesse des Alls, daß er dieses thue, sondern auch in seinem eigenen.

Landau schließt folgende Bemerkungen daran: „Wie sehr aber Hebbel sich zu jener Zeit darüber zurückgesetzt fühlte, daß man seinen herrlichen Dramen nicht jene Anerkennung namentlich von Seite der Theater-Intendanzen angedeihen ließ, die sie doch wahrlich in hohem Grade verdienten, beweiset eine Inschrift, die er mir auf sein wohlgetroffenes, vorzüglich lithographirtes Bild von E. Kaiser schrieb; sie lautet:

Längst erschienen die Geister auf unser'm deutschen Theater,
Wann wird endlich dem Geist zu erscheinen erlaubt?*)

Wien, Januar 1848.

Friedrich Hebbel."

Von Seite 131—133 heißt es in den „Stammbuchblättern":

Im J. 1857 war es, wo Hebbel nach langer Zeit wieder Hamburg besuchte und, als wir uns begegneten, mich mit einer besonderen Freundlichkeit begrüßte. Wir gaben uns zuweilen Rendezvous, um hie und da eine kleine Promenade zu machen, oder einen Nachmittags-Caffee oder ein Glas Bier zu nehmen. So geschah es, daß wir einmal für den nächsten Tag um 11 Uhr Vormittags ein Stelldichein verabredeten und zwar zu einem „Morgen-Seidl" in der „Tonhalle", einem damals besuchten Lokale, wo man sehr gutes Bier trank. — Julius Stettenheim, ein geborener Hamburger, damals noch jung, hatte sich schon bei der J. F. Richter'schen „Reform" seine ersten goldenen Sporen als humoristischer Schriftsteller unter dem Pseudonym „Faust" und „Mephistopheles" erworben. Er studirte fleißig, siedelte dann nach Berlin über, nahm daselbst seinen permanenten Aufenthalt und wurde Begründer und Hauptredacteur des noch bestehenden satyrischen Blattes „Die Wespen"; er heirathete die Tochter

*) HW VII, 232.

des Dr. Schweizer, einstmaligen Hauptredacteurs der k. k. Wiener-Zeitung. —

Also Hebbel und ich saßen erst allein am Tische, sprachen gemüthlich, Hebbel freilich mit seiner philosophischen Ruhe, aber immer voll Humor, der aber einen Anstrich von Bitterkeit annahm, sobald man auf das Thema von Aufführungen, oder besser Nicht-Aufführungen seiner Dramen kam. Da trat Stettenheim ein; als er mich sah — wir waren befreundet — trat er an mich grüßend heran, ergriff den leeren Sessel mit den Worten: Sie erlauben doch? Störe ich die Herren nicht? Letzteres wurde verneint. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als die Beiden einander vorzustellen, mit den üblichen Worten: Herr Friedrich Hebbel! Herr Julius Stettenheim, Schriftsteller. Stettenheim, hocherfreut und angenehm überrascht, sich vom Sitze erhebend, schrie fast: „Das freut mich ungemein!" Hebbel erhob sich ebenfalls, jedoch sehr gelassen, reichte dem jungen Manne die Hand mit dem Ausdruck: Ist mir ein Vergnügen! Der Gedanken- und Meinungsaustausch über Theater, Literatur und alles in diese Sphäre Einschlagende wurde immer lebhafter, es verging die Zeit raschen Laufes, wir merkten es nicht und säßen vielleicht noch heute beisammen — wenn es nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen wäre, der da zündete und das Feuer rasch um sich greifen machte; denn dem guten, harmlosen Julius, nichts Uebles denkend, fiel es auf einmal ein zu fragen: „Herr Doctor! (so titulirte er artiger Weise Hebbel) sagen Sie mir einmal gefälligst, was macht denn jetzt der Laube in Wien?" — Da überflog eine Scharlach-Röthe Hebbel's mildes Antlitz, er erhob sich rasch von seinem Sitze, griff in die Tasche nach seiner Börse, rief „Zahlen!" und bezahlte. „Ich empfehle mich, meine Herren!" und war entschwunden. Lieber Freund Julius! Wenn ich jetzt zurückdenke, wie Sie da saßen, fast starr vor Verwunderung, mich mit offenen, staunenden Blicken ansehend. Ich lächelte und sagte: Lieber Freund! wie konnten Sie so unvorsichtig sein und nur den Namen Laube in seiner Gegenwart aussprechen? Wissen Sie denn nicht, und lesen Sie denn nicht die Zeitungen, daß

Hebbel und Laube die größten Antipoden sind? — — Den andern Tag suchte ich Hebbel auf und sprach mein Bedauern aus, daß ich die indirecte Veranlassung des für ihn nicht erfreulichen Vorfalles war. Da sprach Hebbel: „Vergessen! Lassen wir das, der gute Mann kann ja nicht dafür, Sie noch weniger, daß ich ungern an unliebsame Dinge erinnert werde; und was sollte ich ihm auch sagen? Es war besser, ich ging." — Und später? Der Wahrheit eine Gasse! später hat Laube wieder Alles gut gemacht, was er einst — vielleicht durch Verhältnisse, theils auch durch die Zeitumstände gedrängt — an Hebbel Uncorrectes begangen hat.

Was der Mensch auch gewinne, er muß es zu theuer bezahlen,
Wär es auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert*).
(Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte.)
Zur freundlichen Erinnerung an
Friedrich Hebbel.

Dieses zweite Stammblatt, welches er mir bei seiner Abreise von Hamburg schrieb, hat die hier mitgeteilte Anekdote aus dem Leben des großen Dichters in meiner Erinnerung frisch bewahrt."

Dieses von Hebbel geschriebene und Landau verehrte Stammblatt ist zweifellos identisch mit dem in Börners 85. Auktionskataloge (Nr. 1023) verzeichneten „Albumblatt". Nach dem Auktionskataloge befand sich auf dem Blatte noch das Datum: Hamburg, 29. April 1857.

Man darf Landau nicht immer als sehr verläßlichen Gewährsmann ansprechen; da aber das Albumblatt Hebbels wirklich vorhanden ist, kann man geneigt sein, Landaus Mitteilungen über das Zusammentreffen Stettenheims mit Hebbel Glauben zu schenken. Was er freilich über Laubes „Gutmachen" der an Hebbel „begangenen Inkorrektheiten" sagt, beruht auf einer Trübung seines Erinnerungsvermögens, muß aber die Zuverlässigkeit seiner sonstigen Mitteilungen nicht unbedingt aufheben.

*) Vgl. HW VI, 345.

B. Friedrich Hebbel und seine Stellung zum deutschen Drama.

Skizze von Otto Prechtler*).

Hebbel ist der Verfasser der Dramen: „Judith", Genoveva" und „Maria Magdalena", wovon das erstere und letzte bereits auf mehreren ausländischen bedeutenden Bühnen zur Aufführung gebracht wurden; ich muß diese trockene Anzeige voraussschicken, da der Dichter, wie seine Werke, bei uns wenig, fast gar nicht bekannt scheint und selbst unsere Journale von diesen, jedenfalls sehr bedeutenden Erscheinungen in der dramatischen Literatur (mit Ausnahme unserer Jahrbücher), gar keine Notiz genommen haben. Hebbels Talent, das sich bereits als ein gereiftes, als ein nicht gewöhnliches in seinen bisherigen Werken manifestierte, das auch allwärts in den deutschen Landen die lebendigste Anerkennung der geistreichsten Kunstrichter gefunden hat, bedarf wohl nicht erst dieser Zeilen, um zu gelten; sie sollen nur unser gewiß nicht unempfindliches Publikum, das bei der unerklärlichen geistigen Absperre von Nord- und Süddeutschland um einen großen Genuß verkürzt erscheint, auf die merkwürdigen Dramen dieses deutschen Dichters aufmerksam machen, der eben jetzt in unserer Mitte weilt und dessen künftige Werke wir vielleicht einst mit Stolz als Zierden unserer Bühne anerkennen werden.

Hebbel hat seine bisherigen Dramen nur für den Druck — für die dramatische Literatur geschrieben und nach seinem eigenen Geständnis eine Aufführung derselben durchaus nicht beabsichtigt; hiermit fällt der seinen Stücken nicht ohne gerechten Grund gemachte Vorwurf der Darstellungsunfähigkeit — für den Dichter — von selbst weg. Die bereits gemachten Versuche auf mehreren Bühnen haben

*) Vgl. Seite 50—51 dieses Buches.

Aenderungen in seinen Dramen notwendig gemacht, welche der Dichtung merklichen Abbruch taten, wenn sie den Geist derselben nicht ganz erdrückten. Am meisten scheint mir noch „Maria Magdalena" ohne bedeutende theatralische Zugeständnisse aufführbar und die Wirkung von der Bühne herab dürfte — wenigstens für die norddeutsche Bühne — eine tiefgreifende, erschütternde, wenn gleich eine ganz verklärungslose sein. — In den Vorwurf der Unaufführbarkeit der Hebbel'schen Dramen ist jedoch keineswegs eine Unkenntnis des dramatischen Effektes, eine Schwäche in der dramatischen Gestaltung oder der Mangel der Lebendigkeit der Handlung einzubeziehen; im Gegenteile — Hebbel besitzt eine ungewöhnliche Sicherheit der dramatischen Konzeption und Ausführung — in einzelnen Pointen; da ist keine Wendung des Dialogs, kein Schlußwort, keine Betonung zufällig, sondern alles und jedes unabweisbar, notwendig, wirkungsfähig, wenn auch nicht wirkungssicher, was in der Kunst wohl nie mit apodiktischer Klarheit vorausgesagt werden kann, wie Hebbel fast anzunehmen scheint.

In der Wirksamkeit des einzelnen liegt jedoch keineswegs die Notwendigkeit einer durchgreifenden, wohltätigen Totalwirkung — von der Bühne herab. Hebbel ergeht sich in psychologischen Ausmalereien, im Zersetzen der Charaktere und geistreichen Beziehungen, die zwischen den Zeilen nur für hochgebildete Leser wahrnehmbar werden, — er ergeht sich in der Anschauung seiner eigenen Schöpfungen, auf eine wahrhaft originelle Weise seinen Geist dem seiner Charaktere unterschiebend, vielleicht zu breit, vielleicht zu tief, um auf ein gemischtes Publikum (mithin auf das Publikum überhaupt) unmittelbar und richtig verstanden zu wirken. Dies hat wohl der Dichter selbst empfunden, daß er seinen Dramen absichtlich die theatralische Oekonomie, jene, ich möchte sagen, körperliche Behendigkeit versagte, die ihnen für die Bretter einmal durch hundertjährige Sanktion vorgeschrieben scheint. Was also die Unaufführbarkeit der Hebbel'schen vorliegenden Dramen betrifft, so genüge die Wiederholung meiner Ansicht, daß diese hier keineswegs als ein Mangel, eine Schwäche, eine Verirrung

in Betracht kommen kann, sondern daß diese dramatischen Werke ganz allein als Dichtungen in dramatischer Form, als originelle Schöpfungen eines tiefdenkenden Geistes hingenommen, mitempfunden und — vielleicht als ungelöste Fragen über die Zukunft des deutschen Dramas beurteilt — ich will nicht sagen, beantwortet werden müssen.

Hebbel, wiewohl erst in einem Alter von 32 Jahren, scheint mir in seinen Ansichten über die Kunst mit sich schon ganz einig, abgeschlossen, aus der jugendlichen Gärung der geistigen Kräfte schon als klarer, fertiger Mann hervorgegangen zu sein; er schafft, spricht und fühlt — im Bewußtsein innerster Ueberzeugung, daß er das Rechte schaffe, denke und fühle; da ist kein Schwanken, kein Anlehnen an eine fremde Autorität, kein halbes Zugeständnis, kein Widerspruch in seinen Ansichten, keine Halbheit des Wissens, kein bequemer Indifferentismus, kein verworrener Mystizismus. Hebbel denkt klar und ist sich dessen bewußt, er hat sich ein Ziel gesteckt, das er zu erreichen die Kraft, den ernsten, edelsten Willen, den schwunggeübten Geist hat; er geht nicht die breite Heerstraße des Gewöhnlichen, er geht mit der Ueberzeugung, einen neuen Weg in's Wunderland der Kunst gefunden zu haben, unbeirrt von weisen und naseweisen Stimmen rüstig fort — und gedenkt nichts weniger als das Drama der Zukunft vorzubereiten, — (vielleicht das Klassische der Vergangenheit, unserer Zeit entsprechend, einer großartigen Palingenesie zuzuführen.)

Wir sehen ihm nach, bewundernd und kopfschüttelnd, seinen Sieg dunkel ahnend, halb seine Verirrung betrauernd, teils Zweck, teils Mittel verwerfend, jetzt wieder in tausend Zweifeln an unsern Ansichten uns an die Hoffnung einer Wiedergeburt des Dramas anklammernd, dessen Embryonen unserm innern Auge in den merkwürdigen Dramen unsers kühnen Poeten sichtbar sind. Und — tut nicht eine Wiedergeburt des deutschen Dramas Not, — ist nicht die Erschlaffung der dramatischen Geister, mit wenigen Ausnahmen, allgemein fühlbar? viele Kräfte, keine oder verkehrte Richtung: — hier

klares Wissen und Wollen, ohne produktive Kraft; dort poetische Anläufe, ohne Bewußtsein eines bestimmten Zieles; hier würdige Gesinnung, ohne Poesie; dort „aller Welt" Genius, ohne Ernst, ohne Charakter, Talente für — das Teeleben des Salons; hier langweilige poetische Tiraden und Schwulst, sogenannte „Diktion" für das weibliche Parterre, dort Plattituden, frivole Witze und gemeine Zoten für — ein gewisses, großes (leider: sehr großes) Publikum. Dazwischen die sichtende Stimme der Kritik, welche wenig geistvolle, wenig charaktervolle Vertreter hat; was Einer gut macht, verderben zehn andere; wo jener sein Albaschwert über die geistigen Sünder zückt, wedeln zehn kritische Schoßhündchen schmeichelnd um einen glücklichen Mann der Mode; heute schreibt Lessing XX. eben so scharf als gerecht, das Publikum fängt an, in ihm die Stimme des Rufenden in der Wüste zu achten; morgen zwingt ihn diese oder jene Rücksicht ebenso ungerecht als oberflächlich zu schreiben; das Publikum steht verblüfft und — das moderne Babel wird sehr drastisch — lebendig. Die Besseren, die Edlen schweigen oder werden in ihrer Schlichtheit nicht gehört, teils nicht verstanden, und da sie ernst, nicht in der Form beliebter Witze reden, nennt man ihre Aussprüche Predigten und niemand goutiert sie als jene, die eben so denken und daher diese Predigt nicht brauchen. Oefter, energischer, teilnehmender sich auszusprechen, müßten sie mehr jugendlichen Trieb, mehr Interesse für die Zukunft als — die Vergangenheit haben, und so gewinnt die literarische Anarchie immer mehr Raum und Gewalt über Talente und Publikum. In solchen Wirren ist eine Erscheinung wie die des Dichters Hebbel doppelt erfreulich, willkommen und wichtig. — Selbstständiges, unbeirrtes, selbst von andern bedeutenden Talenten unlenkbares Wollen und Wirken ist eine Seltenheit in unserer literarischen Zerfahrenheit; Hebbel hat Verstand genug, um sich von kleinen Irrwegen, auf welche ihn eine übergroße Zuversicht führt, wieder zurecht zu finden, und ist selbst im Irtume noch größer und reicher als mancher reproduktive Schwärmer der Neuzeit, der nicht irrt, aber auch nur das Wahre nachbetet, was andere längst vor ihm gedacht und geschrieben.

Hebbels Stärke — ich rede hier nur von den vorliegenden drei dramatischen Werken — scheint mir in einer großartigen, sittlich-tiefen Konzeption der dramatischen Idee und in der psychologisch-sichern, eben so originellen als natürlichen Ausführung seiner Charaktere zu liegen. Die Motive der Handlungsweisen seiner Personen sind natürlich, aber nicht gewöhnlich, sie sind tiefer liegend, aber nicht unklar, sie sind gewaltig, aber nicht gewaltsam. Man hat großenteils dem Dichter Sinnlichkeit der Situationen, eine Art Zynismus der Tendenz vorgeworfen, der demselben, wie ich seine Ansicht kenne, ganz fremd ist und wohl nur — aus kranken Seelen sich als solcher herausstellen mag, die wir das Frivole mancher französischen Bluetten mit ganz moralischer Befriedigung hinnehmen. Nennen wir Hebbels Golo, Judith und Klara (in Maria Magdalena) Apotheosen sinnlicher Leidenschaft, wie sie freilich Jahrtausende unter dem allgemeinen Namen Liebe die Herzen der Menschen beseligt und bricht und verdirbt, so kann Hebbel uns für ein Geschlecht halten, das, von des Geschmackes „Blässe angekränkelt", vor der nackten Anadyomene sich mit moralischer Prüderie abwendet, während die französisch-verhüllte Lüsternheit für salongemäß und anständig erklärt wird. Ob nun das Hebbel'sche Drama als Jugendschrift für junge Töchter besonders empfohlen werden sollte, ist freilich eine andere Frage, die unsere moralische und doch so verdorbene Zeit sattsam verneinend beantworten wird. Anders verhält es sich freilich mit dem sogenannten Dekorum der Bühne, und insofern würde wohl manche Szene, manche Situation, manche Rede selbst, die im Roman und der Novelle am Platze ist, eine peinliche Stimmung im Parterre hervorrufen. Dort lassen sich manchmal Rolle und Schauspieler, Phantasie und Wirklichkeit nicht so ganz für's äußere Auge trennen, und da das große Publikum nicht immer aus lauter Gebildeten besteht, so würde wohl von der Bühne herab manche Situation und Rede eine verkehrte Wirkung hervorbringen, wie sie der Dichter wohl nicht im Sinne hatte. Da Hebbel, wie schon erwähnt, die Bühne nicht im Auge hatte, fällt auch dieser äußere Vorwurf weg, und da er für

die deutsche Nation schrieb, konnte er im einzelnen nicht auf unreife Jünglinge und Mädchen, auch nicht auf Gouvernanten und sonstige moralische Leute des 19. Jahrhunderts besonders Bedacht nehmen.

Ein wichtigerer Einwurf gegen die dramatische Gestaltung der Charaktere dürfte wohl darin bestehen, daß der Dichter, namentlich in seiner Judith, teilweise auch in der Genoveva, die psychologische Entwicklung seiner Charaktere zu weit zurückführt und jeden Gedanken fast durch eine Kette von Assoziationen bis an den ersten Keim des Gedankens rückwärts leitet und auch die Folgen der Gedanken wieder so anknüpft, daß der geistige Charakter wie auf den Kopf gestellt erscheint, und das Individuum seines Dramas gleichsam dem Poeten Rechenschaft für seine Handlungs- und Denkungsweise ablegen muß. Die Personen seines Dramas (s. Holofernes) können wohl so ganz eigentümlich handeln, und Hebbel wird und muß sich das bewegende Prinzip wohl angeben, — daß aber Holofernes sich selbst wie einen Mikrokosmus vor sich hinstellt und das geheimste Geäder seines Denkens, Wollens und Wirkens belauscht, beurteilt und — persifliert, ist wohl dramatisch nicht natürlich, nicht — psychologisch; und Hebbel läßt manchmal wahrlich mehr sich als den Holofernes reden. Die Objektivierung der Charaktere, so daß sie mit Fleisch und Blut fertig, außer dem Dichter stehen, scheint mir in den zwei Dramen Hebbel noch nicht wegzuhaben; in der „Maria Magdalena" ist Handlungs- und Redeweise, wiewohl tiefbegründet, und mit seltener Kenntnis des menschlichen Herzens gebracht, den Personen und ihrer Stellung gemäßer, knapper, nicht wie ein Holofernes in Hegel'scher Spitzfindigkeit und mit Vermeidung gewisser philosophischer termini technici angewendet. Hätte das letztgenannte Werk nur einige Lichtpunkte, nur einen versöhnenden, herzgewinnenden Moment, wo das geängstigte, fast todgedrückte Gemüt des Lesers hoffnungsvoll aufatmen könnte, — ich würde mich nicht scheuen, zu bekennen, Hebbels „Maria Magdalena" verkünde einen Dichter, der nicht nur den Besten der jüngeren Epoche gleichzuzählen wäre, sondern — sie alle überflügeln wird. Dieses Stück wird jeden Menschen innerlich

gewaltig aufregen, es enthält Szenen, die den Meister beurkunden; es würde von der Bühne herab (mit Hinweglassung einiger Inkonvenienzen) einen tiefen, großen, ungewöhnlichen — aber niederdrückenden Eindruck hervorbringen und zurücklassen, denn es fehlt die Verklärung und das Verhältnis der Schuld zur gräßlichen Strafe derselben ist dämonisch grausam — nicht göttlich-erbarmend, und der Zuschauer würde mit dem Meister Tischler zuletzt auch ausrufen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr." Das mag wohl wahr sein — aber diese Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen, ist nicht die Aufgabe der Kunst. Uebrigens ist in diesem Drama jedes Wort notwendig, tiefgedacht und doch so natürlich gebracht; die Charaktere, wiewohl größtenteils abstoßend, sind mit schauderhafter Wahrheit und Tiefe gezeichnet und nur das göttliche Licht fehlt in diesem wunderbaren Schattengemälde. „Genoveva" ist ein poetisch-phantastisches, teilweise wohl nebulöses, teils durch grelle Farben entstelltes, aber von weicher poetischer Zeugungskraft Kunde gebendes Gedicht, das aber leider am meisten der dramatischen Form entbehrt. Genoveva selbst ein Lichtbild voll Lieblichkeit, Golo, (bis in die Mitte des Werkes) ein Charakter, dessen Erschaffung die geniale Kühnheit des Dichters glänzend betätigt; — Judith zeugt von dem originellen — bis in die tiefsten Fasern des Menschenherzens dringenden Geiste des Dichters, und wäre nur Holofernes weniger philosophischer Dialektiker, die kühne Judith brauchte keinen Rivalen ihrer Geistes- und Seelengröße zu fürchten. — Hebbel wird sich der geistigen Ueberfülle (von Mangel an Kraft kann bei seinen Werken nicht die Rede sein) später wohl doch bewußt werden und sein Geist wird ausscheiden lernen. Das Zuviel von dem Gemäßen, das Zermalmende von dem Erschütternden, das Verführende, Reizende von dem Schönen, das unbegrenzt in der Bewältigung des Stoffes, aber begrenzt im Stoffe ist; Hebbel, der jetzt schon große Dichter und klarsehende Geist, wird auch die Wahrheit anerkennen müssen, daß es in der Kunst keine Sicherheit der Wirkung, keine mathematische Berechnung für die hervorzurufende Empfindung gibt. Nur was entschieden auf eine Nation

gewirkt hat, ist mit Bestimmtheit als wirkungsfähig zu erklären; in der Wissenschaft mögen, sollen die Gelehrten über ein Werk entscheiden; in der Kunst hat noch immer erst das Volk (in edlerer Bedeutung des Wortes) die Werke der Künstler sanktioniert; was sich Salamander nennt, ist es erst dann, wenn es sich im Feuer erhält. Ob Hebbel meine Ansichten, falls sie den seinen teilweise widersprechen, in seine aufnimmt, bezweifle ich; denn wenn er anders dächte und Ansichten leicht aufgäbe, wäre er eben nicht Hebbel; vielleicht aber tut er's wie sein Holofernes eben nur darum, weil ich's bezweifle und so den Gedanken vorausdenkend ihm geistig Gewalt tue; da ich aber auch diese Vermutung ausspreche und so wieder denke, was er denken könnte, wird er vielleicht — eben nur vielleicht! das hebt doch alles auf, kein Mensch ist je in eines andern Seele gewesen und es gibt ein Erraten, Treffen, — aber kein Wissen, was das tausendköpfige Publikum zu einer Kunstleistung bestimmt denken — fühlen — und sagen wird. — Jenen Lesern, welche auch über Hebbels äußere Erscheinung, die oft ein, freilich nicht allen verständlicher Ausdruck des Innern ist, etwas Bestimmtes hören wollen, teile ich schließlich mit, daß der Dichter der „Judith" ein junger Mann von 32 Jahren, aus Holstein gebürtig ist und gegenwärtig in Wien von seinen längeren Reisen durch Italien und Frankreich ausruhend dem Dienste der Musen sich weiht. Der Ausdruck seines edlen Christuskopfes, namentlich der Augen, ist geistig und herzgewinnend, seine Konversation lebendig, würdig, klar, männlich, — deutsch; sein Urteil über andere gerecht, billig — ohne halb und verhüllt zu sein.

L. P.

C. „Judith" und „Herodes" in klerikaler Beleuchtung.

Im Jahre 1849, als die Reaktion in Wien blind wütete, öffnete sich Hebbels Dramen zum erstenmal die Bühne des „K. K. Hof- und Nationaltheaters" (Burgtheater). In einem der anrüchigsten Wiener klerikalen Blätter, im „Zuschauer", den der fürsterzbischöfliche Rat Josef Sigismund Ebersberg herausgab, erfuhr Hebbel damals Verunglimpfungen schlimmster Art, denen man aber darum die Ehre einer Ausgrabung erweisen soll, weil sie für den „Geist" der Wiener Kritik, über die sich Hebbel so oft bitter beklagen mußte, charakteristisch sind. Zweierlei verschuldete die Zornesausbrüche des „Zuschauer": einmal die publizistische Teilnahme Hebbels am achtundvierziger Aufstande, dann aber die Freundschaft mit Siegmund Engländer, von dem der „Zuschauer" selten besser als von einem „feigen und perfiden Gesellen" sprach (vgl. u. a. 1849, Nr. 201, Seite 1608). Die Verbindung mit ihm schadete Hebbel bei den Reaktionären sehr, und der „Zuschauer" konnte sich in höhnenden Begeiferungen nicht genug tun. Außer den im folgenden abgedruckten Rezensionen finden sich im Jahrgange 1849 noch öfter scharfe Angriffe auf ihn und seine Werke, so in Nr. 29, Seite 227 eine widerliche Parodierung der „Judith", deren Tendenz durch die Anmerkung gemildert werden sollte, daß „der Verfasser mit diesem Scherze dem geistvollen Dichter der ‚Judith' nicht zu nahe treten wollte"; in Nr. 95, Seite 756 eine Parodie auf den „neuesten psychologischen Verirrungsversuch" („Herodes und Mariamne") und eine zweite in Nr. 103, Seite 823; ein neuerlicher Angriff auf „Judith" in Nr. 109, Seite 831 und endlich die drei Referate, die im folgenden abgedruckt werden:

„Zuschauer" 1849, Nr. 28, Seite 223:

K. K. Hof- und Nationaltheater.

Am 1. Februar: Judith, Tragödie in fünf Akten, von F. Hebbel. Die Ermordung des Holofernes in einer Szenenreihe — denn nur Szenen, sehr effektvolle mitunter, durch eine gewandte Diktion, oft

durch Pathos und Leidenschaftlichkeit gehoben, hat der Zuschauer vor seinen Augen, aber keine Tragödie vor seiner Seele. Verwicklung, die höhere Idee der Sühne und Versöhnung, der tiefe Geist das Trauerspiels fehlt – wir sehen den langausgesponnenen, nicht künstlich verwickelten, oder auch nur etwas verwirrten Faden einer biblischen Geschichte in verschiedenen Farben, aus welchen die rote die vorstehende, an uns vorüberzieht. Eigentliche Anlage oder künstlerische Gliederung – nichts von alledem. In einem nur leuchtet Geist und Talent hervor: in dem Charakter der Judith. Nicht Jungfrau, nicht Weib, stark durch die Leidenschaft, die, ein ungekanntes Feuer, in allen ihren Pulsen brennt, verrückt durch das wallende Blut, getragen von einer dunklen Idee, die sie abstoßt von der Schwäche und Feigheit, und hinzieht zum Kräftigen und Mutvollen, steht dieser weibliche Charakter in einer riesigen Größe vor uns. Der Dichter und die Darsteller haben alles getan, dieses phantastische Gebilde mit dem Zaubermal des Ungeheuerlichen und Wunderbaren zu schmücken. Frau Hebbel erinnerte, besonders in der herrlichen Szene des zweiten Aktes, der schönsten des Stückes, an die große Schröder. Sprache, Mimik, Haltung des Körpers, jede Stellung ist plastisch und Kunstwerk im erhabensten Sinne. Mit geringem Glücke hingegen schildert der Dichter die zweite Person des Stückes: Holofernes. Das ist kein großer Mann, kein furchtbarer und empörender Tyrann, sondern ein eitler und hochmütiger Narr. Selbst die Darstellung eines Löwe konnte diese Rolle nicht zur künstlerischin Bedeutung erheben.

Wir gehören nicht unter die Verhimmler des Herrn Hebbel; unsere irdischen schwachen Augen vermögen nichts von der Glorie und dem wunderbaren Talent-Kometenschweife entdecken, von welchem die Apostel dieses neuen poetischen Messias (worunter der berüchtigte Sigmund Engländer wahrlich kein frommer Johannes) so viel zu künden und in Israel zu rufen wissen; aber wir sind auch weit entfernt, Hrn. Hebbel in Reih' und Glied mit gewöhnlichen Komödienschreibern zu stellen, in ihm nicht schätzenswerte Gaben, ein achtbares Talent anzuerkennen. Selbst die Derbheit seiner Diktion, oft mühe-

voll gesucht, um gewöhnliches Metall der Sprache mit Shakespeare-Silber zu galvanisieren, wollen wir ihm als eine Eigentümlichkeit um so weniger übel nehmen, als Feuer, Lebendigkeit und selbst dichterische Kraft ihre schönen Beigaben sind. Eine Eigentümlichkeit des Dichters ist, die weibliche Natur in einer gewissen, dem Gefühl widerstrebenden Richtung aufzufassen, sie aber stets in seiner eigenen magischen Beleuchtung zu halten.

Herr Hebbel verdient Achtung, Aufmerksamkeit, Teilname, wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, einen „deutschen Shakespeare" in ihm anzuerkennen oder seine Dramen als Muster der Kunst, als Ergüsse des sittlichen Gefühls oder einer höheren Idee anzusehen. Seine Verhimmler nennen ihn einen Reformator, einen Revolutionär des bisherigen Bühnenschlendrians — und darin haben sie Recht, daß seine „Magdalena" wie seine „Judith" die bisher geltenden Gesetze der Kunst, des Drama's, der Tragödie mit seltener Kühnheit verletzen. Aber wie in dem Staate, so rächen sich auch im Reiche der Kunst die Eingriffe in gutes Recht und in's vom Himmel stammende Gesetz.

Die Darstellung wurde am ersten Abend mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen, der Dichter zweimal gerufen. Großen Effekt machte der zweite Akt, die herrliche Szene des gottbegeisterten Daniel's, als der Stumme die Rede gewinnt (Herr C. La Roche) im dritten Akte, und der weihevolle, echt künstlerische Vortrag der Klage Delia's (F. Wintersteiner). Bei dem Mangel an dramatischen Leistungen von höherer Bedeutung sind wir der Direktion für die Vorführung dieses Werkes der neuen Schule, worauf Fleiß und Aufwand nicht gespart wurde, zum Danke verpflichtet. Der wahre Kunstfreund hat Gelegenheit, alte Kunst mit der neuen zu vergleichen, und, wenn auch sein Herz an dem ewig Schönen und Großen hängt, findet er doch den Trost, daß unsere Zeit noch Männer von Talent, noch Dichter erzeugt. E.

„Zuschauer" Nr. 37, Seite 293.

Noch ein Wort über die Judith.

Es sind schon so viele Urteile über Hebbel's Judith erschienen, daß es beinahe an Indiskretion grenzt, das ehrenwerte Lesepublikum noch mit weiteren Ansichten über dieses Trauerspiel zu behelligen. Allein wenn man sämtliche Aussprüche der Theaterkritiker zusammenstellt und einen Schluß daraus zieht, so überwiegt das Lob, welches man dieser unleugbar poetischen Schöpfung spendet, bei weitem den Tadel; dieser Majorität können wir nun nicht so unbedingt nachbeten.

Da die Judith das erste Werk der Art des gefeierten Dichters ist, und er seine Magdalena erst später folgen ließ, so sehen wir uns aus eben diesem Grunde zu einer strengeren Beurteilung der Judith veranlaßt, um der, wie es scheint, konsequenten Vernachlässigung aller Schicklichkeit, sollte selbe progressive fortschreiten wollen, wo möglich entgegenzutreten.

Es frägt sich nur, ob die Bühne dazu da ist, dem Dichter Gelegenheit zu geben, den Ausbrüchen seiner Phantasie — sei es nun eine geregelte oder ungeregelte, eine für das Dämonische oder für das Edle erglühende — eine lebendige Darstellung zu verleihen und dadurch dem Publikum einen mehr oder minder gelungenen Zeitvertreib zu bieten; oder ob sie damit einen edleren Zweck verbindet?

Wir wollen nicht bei den Einzelheiten dieser Tragödie verweilen, aus Furcht, uns durch die nochmalige Vergegenwärtigung so mancher schönen, kräftigen, echt poetischen Ergüsse bestechen zu lassen und den Mut zu verlieren, unserm tadelnden Drange Folge zu geben. Wir wollen vom Totaleindruck sprechen und nur noch einiges über das Wesen der Bühne vorausschicken.

Der Zweck der Schaubühne war von jeher: die Darstellung der Tugenden der Menschen, ihrer Schwächen und Fehler, so wie der gleichzeitigen Geißelung der letzteren und Aufmunterung alles Guten, Edlen und Schönen in der menschlichen Natur. Es war der Ausgang eines solchen Bühnenspieles mit einem Worte entweder eine geschichtliche Lehre oder eine Moral. Derlei Darstellungen wechselten

in Handlung, Sprache und Ausführung, je nach dem Stande der Kultur und den Sittlichkeitsbegriffen eines Volkes.

Bei heidnischen Völkern ging natürlich alles vom heidnischen Gesichtspunkte, bei den christlichen Völkern alles von diesem Standpunkte aus, und selbst in der christlichen Epoche waren die theatralischen Vorstellungen lange noch roh und unvollkommen, wie es die Begriffe und Sitten der damaligen Zeitgenossen selbst waren.

Mit dem Schicklichkeitsgefühle nahm man es auch nicht so genau, da eine Versündigung gegen dasselbe die rauheren und ungebildeteren Gemüter jener Zeiten auch nicht so tief berührte. Nach Maßgabe aber, als das Schwert den geistigen Waffen, dem Worte und der Feder, immer mehr weichen mußte, die Volkserziehung eine sittlichere Richtung nahm und die Beobachtung des äußeren Anstands zum Gesetz wurde, erst dann erreichte die Schaubühne den hohen Standpunkt, auf dem wir sie jetzo sehen; ein Standpunkt, wo jede grobe Verletzung der öffentlichen Sitte ihren strengen Richter im Publikum selbst findet. Wehe aber dem Volke, das eine solche Verletzung ungeahndet ließe, dann ist es auch von seinem Verfall nicht mehr ferne.

Diese hohe Ausbildung unserer heutigen Bühne ist es auch, die es möglich machte, Melpomenens Priester wieder zu allen bürgerlichen Ehren gelangen zu lassen, deren sie durch die frühere tiefe Stufe, auf der sie standen, verlustig wurden, und so manche aus ihnen nun zur Zierde der Salons umzugestalten. Unser Burgtheater galt stets als Musterbühne, sei es in dem, was die Schauspielkunst zu leisten vermag, sei es in der Wahl der Stücke. Der gegenwärtigen Direktion scheint es vorbehalten, diesen schönen Ruf zu verdunkeln, indem sie die Achtung, welche sie einem gebildeten Publikum schuldet, so weit vergaß, daß sie Leistungen, wie eine Magdalena, eine Judith, über die Bühne gehen läßt*). Ist die öffentliche Stimme der Entrüstung

*) Die Direktion konnte wohl nicht anders. Parteiungen, sei es daß verfallende Sitte oder verkehrter Geschmack oder künstliche Erregung sie bilden, würden großen Lärm in Israel über Unterdrückung, Indolenz und Verkennung des Schönen und Großen erhoben haben, wenn Magdalena,

über die Aufführung der Magdalena, über welche glücklicherweise schon der Stab gebrochen zu sein scheint, nicht hinreichende Warnung für die Direktion gewesen? Regte sich denn ihr Anstandsgefühl auch bei der Aufführung der Judith gar nicht?

Die Geschichte überliefert uns die biblische Judith als eine gottbegeisterte, fromme, von der ganzen Einwohnerschaft Bethuliens hochgeschätzte Witwe, deren Dichten und Trachten nur Ausübung ihres Wohltätigkeitssinnes war und die in den Tagen der Gefahr nur ein Gedanken beseelte: die Befreiung ihrer Vaterstadt von dem vor derselben lauernden Wüterich. Sie betete dabei zu Gott, er möge ihr Vorhaben gelingen lassen, zugleich aber auch ihre Ehre zu wahren.

Wie finden wir nun Hebbel's Judith?

Ihr erstes Auftreten ist Beschäftigung mit ihrer eigenen Person, Mißmut über ihre zwecklos verblühenden Reize, die gar nicht motivierte und daher umso anstößigere Schilderung ihrer Brautnacht, worin sie trotz allem poetischem Gewande nur Unmut über erfahrene Täuschung verrät und ganz und gar gegen alle Weiblichkeit verstößt.

Wie offen gibt sie weiters den in ihr angeregten Sturm ihrer Sinnlichkeit kund, als sie nach Anhörung der Schilderung des Charakters des Holofernes, als einen grausamen, unbezähmbar trotzigen, herrschsüchtigen Heerführers, in die Worte ausbricht: „den Mann möchte ich kennen lernen!" — Wie unedel erscheint uns da unsere Heldin, und wie unästhetisch läßt der Dichter ihr den Gedanken des Mordes an Holofernes auf dem Wege der Hingebung ihrer Person an letztern einhauchen. Durch ihren Gott, den Gott der Juden, der doch der nämliche sittliche Gott der Christen ist? Wie sehr der Dichter alles aufopferte, was seinem Werke einen ästhetischen Wert ver-

wenn Judith nicht gegeben worden wäre und Holofernes nicht gegeben werden würde. Wir sind im Gegenteile der Ansicht, daß Verirrungen eines wirklichen Talentes, und als ein solches kennen wir Hrn. Hebbel an, dem öffentlichen Urteil und deshalb auch der Darstellung nicht entzogen werden dürfen. Der Geschmack, die Sitte, das Feingefühl, der Takt des Publikums hat darüber zu richten. D. R.

leihen konnte, um nur seiner ausschweifenden Phantasie Luft zu machen, beweist auch die ganz widernatürliche Darstellung des Holofernes, dessen stets philosophierende Sucht, im grellen Widerspruche mit seiner tigerartigen Natur, dem Docenten einer Universität alle Ehre machen würde.

Ist aus dem Ganzen eine geschichtliche Lehre oder Moral zu ziehen? Erstere ja, wenn Herr Hebbel der Wahrheit getreu geblieben wär und die Judith nach vollbrachter Tat in ihre Vaterstadt hätte zurückkehren lassen, wo sie dann durch Vorzeigung des blutigen Schwertes und des vom Lager des Holofernes mitgenommenen Teppichs ihr gänzlich entmutigtes Volk zu dem heldenmütigen Entschlusse entflammt hätte, ihr begonnenes Werk zu vollenden und das feindliche Heer zu überfallen. — So läßt Herr Hebbel das jüdische Volk die Früchte der Tat ihrer Heldin anticipieren, indem der Ausfall aus der Stadt geschieht, ehe man daselbst noch Kenntnis vom Tode des Holofernes haben konnte:

Und die Moral? — Gerade das Gegenteil.

Schade um den poetischen Gedankenreichtum, der an dem unedlen Stoffe vergeudet wurde, und ebenso schade um das vortreffliche Spiel der Mad. Hebbel und des Herrn Löwe, welche beide uns, gleich dem Publikum, zu lautem Beifall hinrissen, ohne jedoch den widrigen Ausdruck der unreinen Ausgeburt eines sonst äußerst begabten Dichters in uns verwischen zu können.

D.

Über „Herodes und Mariamne": „Zuschauer" 1849, Nr. 94, Seite 751 ff.

Mit Recht tadelt die „Geißel"*) die Vorführung der heil. drei Könige auf der Bühne in Hebbel's neuester Tragödie: Herodes und Mariamne. „Wenn das so fortgeht", sagt jene Zeitschrift, „so wird gewiß irgend ein spekulativer Theaterdirektor auf die Idee kommen, eine Tragödie: Jesus von Nazareth, König der Juden, auf die Bühne

*) Ein berüchtigtes Wiener reaktionäres Blatt, das Böhringer herausgab.

zu bringen. — Gebt uns ums Himmelswillen eine Theaterzensur, die so wichtig ist in unseren Zeiten, wie die Luft, die wir einatmen. In allen Staaten, in denen es zivilisierte Menschen gibt, in den vielbeneideten Republiken Nordamerika, Schweiz und Frankreich, hat die Theaterzensur nie aufgehört und wird nie aufhören. Warum soll also gerade bei uns von der Bühne herab das Volk ungestraft demoralisiert werden dürfen?? Was können alle Vereine zur Verbreitung guter Druckschriften wirken, wenn von der Bühne herab der Same der schlechten Gesinnung in die Herzen des Volkes gestreut wird? Darum vor allem eine auf klaren und deutlichen Gesetzen beruhende Theaterzensur, sonst wird das Volk in kürzester Frist so demoralisiert, daß es in fünfzig Jahren nicht auf einen guten Weg gebracht werden kann."

— Hebbel's „Herodes und Mariamne" hat entschieden mißfallen; die Geduld des Publikums wird darin auf eine zu harte Probe gestellt. Unter den erschienenen Beurteilungen ist jene in der „Presse" merkwürdig, da sie in der Verhimmelung des Hebbel'schen Genius selbst die Fanfarraden des berüchtigten Siegmund Engländer übertrifft, das Urteil des Gesamtpublikums und die öffentliche Meinung mit frecher Anmaßung in's Gesicht schlägt und sich über die Größe und Ungeheuerlichkeit dieses Werkes, das, dem Urteil des Verhimmlers nach, nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe der Kunst gemessen werden kann, ganz trunken geberdet. Ein nüchternes, von edlem Freimut diktiertes Urteil hingegen, wie wir es von diesem Biedermanne gewohnt sind, fällt L. Raudnitz im „Österr. Kourier" vom 22. d. M., das nachgelesen zu werden verdient. Wie an Wahrheitsliebe, ist es durch Klarheit, Präzision und Auffassung des Ganzen gleich ausgezeichnet. Wir fügen nur die Schlußworte, die eine treffende Ansicht über die Manier und den Geist der Hebbel'schen Dichtungen aussprechen, an: „Daß dieses Haschen nach Geistesreichtum, dieses mit einem Fuße auf der Bühne, mit dem andern im Parterre stehen, welches die Lobsänger Hebbels ihm andichten, oder mit Recht zusprechen, gegenüber dem echten Kunsturteile, kein Kompliment ist,

darf wohl schwerlich erst zu erweisen sein. Am Ende laufen alle Gebrechen der Hebbel'schen Werke nicht auf ein zu viel an Phantasie und sogenannter Genialität und Sucht nach Neuem und Frappanten hinaus, sondern auf ein zu wenig an Schöpfungs- und Beherrschungskraft, an einen Mangel ordnenden, bildenden Sinnes, echter Genialität. — Er beherrscht die Materie nicht, er wird von ihr beherrscht; er modelt nicht Gestalten und Gruppen, er umkleidet und bemalt sie nur mit lebhaften, glänzenden Farben. — Und oft ist Kopf und Mantelwurf im grellsten Widerspruche. Ist es denn so schwer zu begreifen, daß man ein sehr geistreicher, phantasievoller, kühner Maler und sehr schwach in der Erfindung, Komposition und Gruppierung sein könne? Die schwachen Menschen haben die zartesten Nerven, die kränklichen Wesen sind die sensibelsten und sich zu Mystizismus und vager Romantik hinneigenden: die Dichterwelt ist ganz so. — Wir wünschen um des deutschen Theaters, der deutschen Kunst willen, uns geirrt zu haben; aber wir zweifeln daran, in Hebbel jemals mehr als einen geistreichen, phantastisch-mystischen Ausmaler zu finden, der sein Publikum anfangs reizt und weit früher übersättigt als ihm Nahrung gibt."

D. Ein unbekannter Aufsatz Hebbels?

Die im Vorhergehenden abgedruckten Angriffe des reaktionären „Zuschauers" erscheinen erst dann ganz verständlich, wenn man sich Hebbels Teilnahme an der Wiener Revolution des Jahres 1848 erinnert, die allein die klerikale Opposition gegen seine Dramen verschuldete. Was von dieser Teilnahme bisher bekannt geworden ist — hauptsächlich Hebbels „Bericht über die Wiener Schriftstellerdeputation" bei Kaiser Ferdinand — rechtfertigte freilich ein so energisches Auftreten gegen den „Demokraten" Hebbel durch die reaktionäre Presse nicht. Nun ist aber bisher Hebbels Mitarbeiterschaft an einem entschieden revolutionären Wiener Blatte völlig unbekannt geblieben; daß Ebersberg, der Herausgeber des „Zuschauers", von ihr wußte, ist aber als sicher anzunehmen, da er dieses Journal sehr oft heftig befehdete; und daraus allein erklärt sich seine Abneigung gegen die künstlerische Produktion des Dichters.

Dieses Blatt, das auf seinem Kopfe Hebbel als Mitarbeiter nannte, war „Der Radikale". Abendzeitung für In- und Ausland. Verantwortlicher Redakteur: Dr. J. A. Becher. Hauptmitarbeiter: W. Messenhauser, Dr. K. Tausenau, Jos. Tuvora; — ferner: K. Ed. Bauernschmid, Dr. J. N. Berger, Dr. G. von Franck, Dr. Herm. Franckel, S. Deutsch, Dr. H. Felber, Dr. Fr. Hebbel, Ed. Mautner, Joh. Nordmann, Dr. Ernst von Violand, Joh. Wagner usw.

Diese Namensliste trug das Blatt von seiner ersten bis zur sechsten Nummer an der Spitze. (16. bis 24. Juni 1848; schon in Nr. 2 verschwand freilich Messenhausers Name.) Von Nr. 7 an war der Unterschied zwischen Haupt- und anderen Mitarbeitern aufgehoben, und nach der gleichzeitig ausgegebenen Nr. 10, 11 enthielt das Verzeichnis der Mitarbeiter Hebbels Namen nicht mehr. Diese Doppelnummer 10, 11 erschien am 1. Juli 1848, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sich Hebbel von da an deshalb von dem „Radikalen" zurückzog, weil er — wie er an Bamberg am 15. Juni 1848, BW IV, 122 geschrieben hatte — an diesem 1. Juli die Redaktion der „Donauzei-

tung" hätte übernehmen sollen, ein Plan, der bekanntlich durch des Verlegers Klang Verrat scheiterte (vgl. Brief an Bamberg vom 22. August 1848 BW IV, 130). Mit dem „Radikalen" waren aber wohl indessen die Beziehungen abgebrochen worden, und so sah sich Hebbel mit dem 1. Juli 1848 in Wien jedes politischen Blattes beraubt, in dem er seine Meinung hätte äußern können.

Ob er dem „Radikalen" jemals einen Beitrag lieferte, bleibt eine offene Frage. In der Zeit, als er als Mitarbeiter genannt war, erschien darin ein Aufsätzchen, das man Hebbel zusprechen könnte. Ich lasse es zunächst im vollen Wortlaute folgen und will dann aus Inhalt und Form einige Schlußfolgerungen ziehen.

Frohnleichnam

Das war ein schönes kriegerisches Schauspiel als die Truppenmassen am Hof defilirten. Zuerst berittene Garden mit wallendem Helmschmuck und glänzendem Rüstzeug als Vorhut, dann Nationalgarden zu Fuß, dann Grenadiere der Linie, dann die akademische Legion mit dem dunklen Waffenrock, dem deutschen Band, dem Stürmer und dem grünen Zweig der deutschen Eiche; hierauf Grenadiere der Bürgerwache, Linien-Militär, Nationalgarden, und so fort, dem Grundsatze der Brüderlichkeit getreu — in infinitum. Fast eine Stunde dauerte der Zug der Waffenbrüder; unsre deutschen Herzen wallten gleich Euren Bannern, während Ihr vorüber zoget, schmucke Volks-Bewaffnete. — Heil Euch und möge Gott Euch segnen, jedweden Einzelnen und das ganze Institut der Garde der souveränen Nation! Dies freisinnigste, alles bewältigende Institut, das Lafayette, der unsterbliche Schöpfer derselben, welcher an der Spitze der Garde wie ein „König der Könige" redete und befahl, dazu bestimmte zu siegen, sobald sie erscheint, zu vernichten, was das Staatswohl gefährdet! — Doch hiervon ein andermal.

Die Sonne, die aufgeht über Gerechte und Ungerechte, beleuchtete ehegestern nebst dem kriegerischen Schauspiel, dessen wir eben er-

wähnt, auch ein kirchliches. — Wunderbar schneller Umschwung der Zeiten. Eisenbahnen haben die müden Kutschengäule ersetzt; Kohlenstoff=Gas das Oehl und Fischthran der Lampen, Dampfeskraft die Menschenhände, die Garde der Nation die Linie, — und Freiheit, Wahrheit, Licht, bestatteten an jenem Tage die Hierarchie der Klerisei zusammt ihrem Ceremoniendienst und ihrem vergilbten Pomp unter melancholischen (sic) Glockengeläut zu Grabe. Ja gesteht es nur, ihr alle, lieben Bewohner der Erresidenzstadt Wien, die ihr in früheren Jahren dies monarchisch=aristokratisch=pfäffisch=ceremonielle Schauspiel mitangesehen, sonst ein Fest, war es heuer ein Leichenzug, der durch die Straßen schlich.

„Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen." Altes Wahrwort — das sich stets bewährt. Wir vermißten, nicht aber wir sehnten uns mehr nach diesem glänzenden Hofstaat, den Nobelgarden, der juwelen=bedeckten Aristokraten=Rolle; die Sonne der Freiheit glänzt heller als Diademe. Nein, unsere Sehnsucht galt nur ihm, unserm freien konstitutionellen Kaiser, den die Gebete der Priester nannten, den aller Blicke vergeblich suchten. — Ferdinand, wo warst Du??

Waren *sie* es wieder, die sich aufs Neue drängten zwischen Dich und Dein Volk?

Glauben diese *Hochgebornen*, wir ringen uns die Hände wund um dies glänzende Spielzeug festlichen Gepränges? — Glauben sie Wien *müsse* eine *kleine* Stadt werden, weil *sie* nicht mehr da sind mit ihren Lastern und ihrer Qual? ein Kirchhof unsre schöne Stadt, die Gott gesegnet hat mit tausend Reizen, wie sonst keine? O, dieser Berechnung stolze Sicherheit ist ihre Gefahr. Nicht uns schaden sie und der Freiheit die wir errungen; sie selbst trifft der tödtliche Streich: über kurz wird das Volk, ein *Herkules*, obgleich in der Wiege noch, diese Schlangen der Kamarilla vernichtet und Kraft genug haben, dem nächsten Frohnleichnam=Zuge einen weiten Sarg nachzutragen, darinnen liegt, aus eigenem Verschulden, auf ewig todt: *Aristokratie* und *Hierarchie*!

H.....

Rein äußerlich fällt das dem Aufsatze nachgesetzte H auf; die Zahl der Punkte entspräche der Anzahl der Buchstaben des Namens Hebbel vollkommen. Das könnte aber ein — wenn auch merkwürdiger — Zufall sein, den eine sorgsame Redaktion, schon um Hebbels willen, vermieden hätte. Zuzusprechen ist ihm aber das Aufsätzchen vielleicht aus gewichtigeren Gründen, einmal darum, weil man fragen muß, ob Hebbel, da sein Name elf Tage lang mit an der Spitze des Blattes stand, nicht eine Zeile dafür geschrieben habe. Das ist kaum glaublich; von den Namen der anderen angeführten Mitarbeiter fängt keiner mit H. an; politische Aufsätze mit H. zu unterzeichnen, war Hebbels Gewohnheit auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Endlich drei innere Gründe für Hebbels Autorschaft: Die gemäßigte Sprache des Artikels, die mit der sonst dem „Radikalen" eigentümlichen Schreibart im vollen Widerspruche steht. Ähnlich temperiert-revolutionär sind Hebbels Wiener Berichte für die „Allgemeine Zeitung" immer. Dann aber: Das Sujet „Frohnleichnam". Für dieses katholische Fest hatte der Dichter immer warmes Interesse. Man vergleiche die schöne Schilderung des Heidelberger Frohnleichnamsfestes (TW I, Nr. 155, Seite 32) und die kurze Bemerkung über das Penzinger (TW III, Nr. 4610, Seite 341). Diese wiederholte Betrachtung derselben kirchlichen Feierlichkeit läßt wohl auf eine innerliche Anteilnahme Hebbels an dieser schließen, und so mag die Kontrastierung der Begehung dieses Festes im Jahre 1848 mit der in früheren Jahren recht gut auf Hebbel zurückgehen. — Die Erwähnung Lafayettes als Schöpfers der Nationalgarden scheint mir auch für Hebbel als Verfasser dieses Aufsatzes zu sprechen. Zwar erwähnt er ihn nur einmal (TW II, Nr. 2898, Seite 321), aber diese Stelle, aus der die Enttäuschung über ein Porträt Lafayettes spricht, wäre dann geradezu das Korrelat zu unserer, an der er ihn so begeistert preist, was Hebbel in TW a. a. O. wohl auch getan hätte, wenn ihn das Bild des französischen Nationalgardekommandanten nicht enttäuscht hätte. Endlich aber: die Anspielung auf die Kamarilla findet sich auch in den Berichten an die „Allgemeine Zeitung" (vgl. HW X, Seite

86 u. a.) und der Angelpunkt dieses Aufsatzes, der Wunsch nach Rückkehr des Kaisers nach Wien, hatte Hebbel ja sogar nach Innsbruck geführt, und er findet sich namentlich in dem „Bericht über die Wiener Schriftstellerdeputation" energisch ausgesprochen. Die „Radikalen" Wiens hatten andere Wünsche; ihnen war es um die Rückkehr des Kaisers nach Wien recht wenig zu tun — die baldige Proklamierung der Republik lag ihnen weit mehr am Herzen. Und es ist vielleicht nicht unmöglich, daß gerade das in dem Aufsatze „Frohnleichnam" betont vorgebrachte Verlangen nach der Rückkehr des Kaisers den Bruch zwischen Hebbel und den Radikalen Wiens, deren politisches Programm andere Forderungen diktierte, verursachte.

So sprechen also äußere und innere Gründe für Hebbel als den Verfasser des Aufsatzes im „Radikalen".

E. Hebbel und die Wiener Polizei.

Bald nach seinem Eintreffen in Wien wurde Hebbel — wie jeder Ausländer — der Wiener Polizei „verdächtig" und mußte „unauffällige" Beobachtungen und auch ein Verhör über sich ergehen lassen. Der Anlaß, der der geschäftigen vormärzlichen Wiener Polizei die Handhabe bot, war durchaus unbedeutend. Einer von den vielen literatursüchtigen Wiener Vormärzlern, ein gewisser Eckhardt*), der sich Clodwig und Ludwig nannte, der aber, wie aus den weiter unten mitzuteilenden Berichten hervorgeht, Michael hieß, suchte sich ebenso an Hebbel anzudrängen, wie es Engländer gelungen war. Hebbel scheint ihn abgewiesen zu haben, was aber den damals neunzehnjährigen Eckhardt nicht abhielt, mit Berufung an seine angebliche Freundschaft mit Hebbel an Hoffmann und Campe Polenlieder, die durch den polnischen Aufstand von 1846 hervorgerufen waren, zu schicken. Seine Hamburger Sendung wurde aufgefangen, und sofortige Verhaftung war des jugendlichen Dichters Schicksal, mit dem man übrigens wenig Mitleid zu haben braucht, weil er**) eine der unsympathischen Erscheinungen des Wiener literarischen Vormärz war. In die Untersuchung wurde auch Hebbel, da er von Eckhardt in seinem Schreiben an Hoffmann und Campe erwähnt wurde, einbezogen. Die darauf bezüglichen Akten erliegen im Archive des k. k. Ministeriums des Innern. Ein Auszug daraus gewährt charakteristische Einblicke in eine trübselige Zeit deutschen geistigen und politischen Lebens. Das Aktenfaszikel enthält zunächst ein Schreiben des Grafen Sedlnitzky, des Präsidenten der Zensurhofstelle, an „Seine des k. k. Hofrats und Polizeioberdirektors Herrn Muth Wohlgeboren". Darin heißt es u. a.:

„Die Korrespondenz eines gewissen Doktor Ludwig Eckhardt (Wien Josefstadt Königsgasse 180 wohnhaft) welche an die Buchhandlung

*) So schreiben ihn die offiziellen Aktenstücke; er selbst schreibt sich Eckart.

**) Vergleiche meine ausführlichen Mitteilungen im Januarhefte 1910 des „Literarischen Deutsch-Österreich".

Hoffmann und Campe in Hamburg gerichtet ist, erlaube ich mir E. W. im engsten Dienstvertrauen mit dem Ersuchen mitzuteilen, bei dem genannten Korrespondenten, welcher das vielfach anstößige Manuskript „Polenlieder aus dem jüngsten Freiheitskampfe" an die gedachten Adressaten zur Drucklegung einsandte, unverzüglich eine genaue und eindringliche Hausdurchsuchung mit sorgfältiger Geheimhaltung des Anlasses vorzunehmen, sohin, falls sich hiebei das Konzept des obigen Manuskripts oder sonstige bedenkliche Schriften und Korrespondenzen vorfinden sollten, die ordnungsmäßige Amtshandlung einleiten zu lassen.

Sollte sich bei dieser Amtshandlung irgend eine bedenkliche Beziehung auf den im vorliegenden Briefe genannten Dichter Fr. Hebbel ergeben, so dürfte sich die vorzunehmende Revision auch auf die Effekten des letzteren erstrecken.

Das Resultat dieser polizeilichen Maßregeln bitte ich . . baldigst zu meiner Kenntnis zu bringen und mir gleichzeitig über die Persönlichkeit des befragten Doktor Eckhardt, Provenienz, Zuständigkeit, über seine Verhältnisse, Verbindungen, Subsistenzmittel, aber auch mit nähere . . charakteristische Notizen über den Dichter Hebbel zu gewähren.

Wien, am 6. April 1846. Sedlnitzky."

Als Antwort ging ein ausführlicher Bericht des Polizeioberdirektors an den Zensurgewaltigen ein, worin er umständlich schilderte, wie pünktlich er alle Aufträge ausgeführt und Eckhardt (der in Wahrheit Michael Eustach Josef hieß) sofort in Verwahrungshaft genommen habe. Die Eltern seien brave Leute, gegen deren politische Anschauungen nichts einzuwenden sei. Der Sohn, ein ausgezeichneter Student, „sah bei der Leichtigkeit, mit welcher er als Gymnasiast poetische Aufsätze machte, in sich den Dichter; ein Wahn, der durch die Eitelkeit seiner braven, aber minder gebildeten und daher in ihrem Sohn ein vermeintliches Genie bewundernden Eltern mit Affenliebe genährt wurde . . Die ihm von seinen Bewunderern, einigen hypersentimentalen Frauen minderen Standes, beigebrachte Idee, daß

seine Geistesprodukte nur deshalb von der k. k. Hofbühne zurückgewiesen wurden, weil er noch keinen berühmten Namen habe, trieb ihn zum Suchen nach literarischer Genanntheit und erzeugte die Polenlieder, deren Gegenstand als das neueste politische Ereignis ihm geeignet schien, Aufmerksamkeit zu erregen." Die Buchhandlung Hoffmann und Campe habe Eckhardt deshalb gewählt, weil er zufällig vernommen, daß Fr. Hebbel, an welchen er sich anzudrängen versucht, bei diesem Buchhändler seine Schriften verlegen lasse.

„Bezüglich seiner Verbindungen ergibt sich kein Bedenken und ebensowenig eine nähere Bekanntschaft mit Hebbel, an welchen Eckhardt aus jugendlicher Ueberschätzung seiner selbst, doch fruchtlos anzudrängen versucht hat." Es wird Eckhardt dann vorgeworfen, daß die Polenlieder objektiv den Tatbestand des Verbrechens der Störung der inneren Ruhe des Staates enthalten, daß jedoch subjektiv nicht Bosheit, sondern nur Albernheit diese Lieder entstehen ließ, weshalb die Untersuchungshaft als genügende Strafe anzusehen sei. Dann fährt das Aktenstück fort: „Betreffend den Dichter Fr. eigentlich Christian Friedrich Hebbel, welcher zu Weißelburen (sic) in Holstein gebürtig, 31 Jahre alt, evangelisch, ledig, Doktor der Philosophie, No. 318 Alservorstadt wohnhaft ist, so hält sich dieser seit 5ten November vorigen Jahres am hiesigen Platze auf. Er kam von Rom, bereiset auf Kosten des Königs von Dänemark Frankreich, Italien und Deutschland im literarischen Interesse und wurde von der hiesigen königlich dänischen Gesandtschaft empfohlen. Er steht im Begriff, die k. k. Hofschauspielerin Enghaus zu ehelichen, und die genaue doch unaufsichtige Beobachtung desselben ließ weder in politischer noch sonstiger Beziehung ein Bedenken gegen ihn aufkommen. Insbesondere erschien er bezüglich des Michael Eckhardt ganz unbedenklich, da er bloß das kecke Eindrängen desselben einigemale duldete, durch ein gemessenes Benehmen aber diesen ihm in seinem wahren Lichte erschienenen Menschen fernhielt.

Wien am 26. April 1846. Muth."

Ihre volle Erledigung fand die Affäre durch den Erlaß vom 2. Mai, worin sich Sedlnitzky mit der Untersuchungshaft Eckhardts als einer hinreichenden Strafe einverstanden erklärte. Doch sollte der Sünder fortan unter Polizeiaufsicht stehen .... Hebbel erfuhr keine weitere Behelligung; die gute Leumundsnote, die ihm die Polizei ausgestellt hatte, schützte ihn davor.

F. Aus Hebbels Hamburger Zeit.

Aus Gutzkows Berichten, die er im „Telegraph für Deutschland" (1840, Nr. 200 und 1842, Nr. 203 – 204) über Hebbels „Judith" und „Genoveva" veröffentlichte, läßt sich eine wärmere Anteilnahme des in Hamburg damals maßgebendsten Kritikers für die Kunst des jungen Dichters nur schwer erkennen. Von seinen Beurteilungen, in denen jedes einzelne Wort des Lobes durch viele des Tadels immer wieder aufgehoben wird, stechen zwei andere ab, die gleichzeitig in einem anderen Hamburger Blatte erschienen, und zwar in den „Originalien", die der blinde Georg Lotz nicht immer sehr reinlich redigierte. Es ehrt ihn, daß er (von Hebbel, der es damals für solche Zwecke kaum aufbringen konnte, durch Geld zweifellos unbestochen) in fast überschwenglicher Weise für den Dichter der „Judith" und der im „Leipziger Musenalmanach" erschienenen Gedichte eintrat und dadurch ein richtigeres Urteilsvermögen bewies als Gutzkow.

Über die „Judith" schrieb Lotz in Nr. 40 der „Originalien" von 1840:

„Friedrich Hebbel ist in diesem Augenblick in der deutschen Lesewelt noch fast unbekannt, denn er ist bis jetzt nur als Verfasser einiger kritischer Aufsätze und einzelner Gedichte im Tübinger Morgenblatt aufgetreten. Der Name: Friedrich Hebbel aber wird in sehr kurzer Zeit nicht bloß als Stern erster Größe am literarischen Himmel glänzen, sondern er wird bald fast alle anderen Gestirne überstrahlen, welche jemals dort geleuchtet. Indem ich diese meine Ueberzeugung ausspreche, folge ich nicht etwa dem Eindrucke einer augenblicklichen durch die Lesung der oben genannten trefflichen Dichtung erzeugten Begeisterung, ich gebe das Resultat eines ernsten, vielfachen Studiums derselben, eines Studiums, dem ich mich mit umso größerer Freude hingab, da ich fast kein Dichterwerk zu nennen weiß, welches mir einen so reichen Genuß wie dieses gewährte. Ob dieses unvergleichliche Gedicht, dem ich in der deutschen Literatur wegen der größeren Weltanschauung einzig und allein den Goetheschen Faust vorziehe, sich in der Bretterwelt die Bahn brechen werde, steht sehr da-

hin, ich fürchte fast, es sei zu kolossal für unsere Zeit und es werde, abgesehen daß auch alle übrigen Figuren dieses köstlichen Dramas Künstler zu ihren Repräsentanten bedingen, sämtlichen deutschen Bühnen für die Darstellung der Judith und des Holofernes an dem erforderlichen Zeuge mangeln. Das aber weiß ich, es wird dies herrliche Gedicht, es möge auf der Bühne oder im Druck erscheinen, dem reichbegabten jungen Autor, der erst 27 Jahre zählt, die glänzendste literarische Laufbahn erschließen und seinen ferneren dramatischen Produktionen, er arbeitet bereits an einer zweiten Dichtung: „Die Ditmarschen" betitelt, den Eingang zu allen deutschen Bühnen eröffnen, zumal da er, während er in der „Judith" seinen Genius frei walten ließ, bemüht sein wird, seine ferneren Werke mehr der Zeit und ihren Anforderungen anzueignen.

Gern würde ich durch Mitteilung eines Fragments aus diesem Meisterwerke meinen geneigten Lesern den Beweis für meine obigen Angaben liefern, aber es hieße einen Frevel an dem köstlichen Ganzen begehen, wollte man Einzelnes herausreißen, und so mögen denn diese wenigen Worte hinreichen, um die Lesewelt auf dasjenige vorzubereiten, was sie von dieser erhabenen Dichtung und ihrem Autor zu erwarten hat."

Über den „Deutschen Musenalmanach" referierten die „Originalien" in Nr. 53 desselben Jahrganges:

Die Zeit der Musenalmanache ist längst vorüber, und alle Unternehmungen dieser Art sind eine nach der andern gescheitert, ein Wunder ist es daher, daß noch dann und wann Verleger ein Fahrzeug auf dies poetische Gewässer auslaufen lassen. So hat denn auch der Buchhändler, Herr B. Tauchnitz jun. zu Leipzig, ein bloß mit Versen befrachtetes Schifflein vom Stapel gesandt, und dessen Flagge, id est Titelblatt, mit der Zuschrift versehen: „Erster Jahrgang." Wir wünschen nur, daß es nicht auch der „Letzte" sein möge, befürchten dies aber fast, denn wenn gleich diese literarische Barke, unter vielen Trivialitäten, auch gute Ware an Bord hat, so wiegt doch die letztere

die ersteren bei weitem nicht auf. Von dem Mißlungenen wollen wir schweigen, von dem Vorzüglicheren zogen Friedrich Hebbels Gedichte besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieser junge, begabte Autor, dessen herrliche Tragödie „Judith" dem Vernehmen nach bereits von der Berliner Theater-Intendanz zur Darstellung angenommen ist und nächstens dort in Scene gehen wird, hat mehrere wertvolle Gedichte beigesteuert, die einen tiefen poetischen Sinn beurkunden; gleich ihre Lesung hat bei uns die Bemerkung erzeugt, daß die Gedanken dieses Autors zu großartig für die kleine Form eines lyrischen Gedichtes sind und gleich den Schwingen des Aars zu ihrer Entfaltung einen größeren Raum bedingen. —

*

Die Angelegenheit der Redaktion des „Telegraphen" erfährt durch zwei ungedruckte Briefe, die ich mitteilen kann, ihre scharfe Beleuchtung. Heine hatte Campe veranlaßt, Gutzkow das Blatt zu entziehen, und war bemüht, in der Person Johann Hermann Detmolds einen Redakteur zu gewinnen. Ihm kam es darauf an, Schirges, der nur Gutzkows Sprachrohr war, von dem „Telegraphen" fernzuhalten; denn wie er an Campe am 29. Dezember 1843 schrieb, käme dieser, solange er Schirges beibehalte, von Gutzkow nicht los. Wie sehr sich Gutzkow für Schirges einsetzte und wie gering Campe von diesem dachte, lehrt des Verlegers Brief an den ersten Redakteur des „Telegraphen". Dieser Brief ist für Campe sehr bezeichnend; nur Heines Drucke nachgebend, trennte er sich von Gutzkow (der freilich rechtzeitig erfahren hatte, daß er die Redaktion des „Telegraph" aufgeben müsse, und sich um die Feuilletonleitung der „Kölnischen Zeitung" beworben hatte). Gleichzeitig forderte er ihn aber auf, dem „Telegraphen" heimlich weiter zu dienen. Und auch in anderer Hinsicht ist das Schreiben charakteristisch. Campe äußert sich wenig anerkennend über Schirges; dennoch bestellte er ihn nach Gutzkows Rücktritte zum leitenden Redakteur. Dadurch blieb der „Telegraph", was er unter Gutzkow für Hebbel gewesen war: ein Organ, das gehässig und bos-

haft unaufhörlich Hebbel und seine Produktion bekrittelte. — Für Schirges ist übrigens das Bewerbungsschreiben um die Telegraphenredakteurstelle sehr bezeichnend; um sie zu erlangen, demütigte er sich vor Campe in wenig männlicher Weise.

Ich lasse nunmehr Campes und Schirges' Briefe folgen:

Hamburg, 23. 11. 1843.

Lieber Gutzkow!

Vor einiger Zeit hörte ich, daß Sie unter günstigen Bedingungen das Feuilleton der Cölner Zeitung übernommen hätten, da niemand 2 Herren dienen kann — finde ich es ganz richtig calculirt, daß Sie den Telegr. aufgeben, und der bessern Stellung sich zuwenden. Ja, ich knüpfe hieran für Sie die Aussicht, daß Sie bald eine größere Wirksamkeit bei dieser Zeitung übernehmen werden. —

Sie haben ganz recht gewählt; producirt haben Sie sehr viel und was haben Sie damit erzielt? für die Zukunft, für des Leibes Nothdurft sehr wenig.

Auf diese Weise gelangen Sie in einen sichern Hafen — ohne von der Bühne abzutreten und Sich Wechselfällen bloß zu stellen —. Sie können entschieden Parthei nehmen —; kurz, ich wünsche Ihnen Glück zu der neuen Phase in die Ihr Leben zu treten in Begriff steht!

Unter diesen Umständen kündigten Sie mir den Telegr. vom 31. Dec. d. J. an, auf. Ich nehme diese Kündigung an und danke Ihnen für die freundliche Offenheit, womit Sie diesen Schritt motivirt haben. —

Ihr Brief, der mir diese Kündigung brachte, traf mich für solche Fälle gänzlich unvorbereitet, daher kann ich Ihnen heute noch nicht sagen, was ich für das künftige Jahr beschließe. —: wen ich den T. zu redigiren übergeben oder — lassen werde.

Wie es ein Ehrenpunkt bei Ihnen ist, das Journal Ihrer würdig gepflegt zu sehen, ebenso ist es jetzt bei mir der Fall.

Wenn der T. mehr rückwärts als vorwärts spielte; wenn er flau war; mich traf bis hieher der Vorwurf nicht; denn es stand ein

vollgültiger Name unter dem Blatte, der dafür aufkommen mußte, und dafür verantwortlich war. Dieser Name schwindet von 1844 an. Man wird gespannt sein, wie er weiter geführt wird —; Man ist zu geneigt, an die Weiterführung Consequenzen zu binden. Sei es, meine Einsicht oder meine Mittel hienach zu messen oder zu wägen —; genug es ist eine Aufgabe die zu lösen ist!

Was Schirges vermag, das kennen Sie, kenne ich —: als Ihr Ersatzmann genügt er mir nicht. Indeß habe ich in dieser Zeit Niemand zur Verfügung; und den ersten besten mag ich das Blatt nicht an den Hals werfen. Ich werde nach einem Nachfolger suchen, der ebenbürtig und der Aufgabe gewachsen ist. Dingelstedt ist Hofrath und Allerlei geworden —, der kommt nicht. Horn wünschte kürzlich recht sehr: ich sagte Nein. Gesetzt, ich fände jemand für die obere Leitung, dann würde ich Schirges gern in seiner Stellung lassen, wo er ganz gut und nützlich ist, für die 2te, aber nicht für die 1te Violine.

Sie werden, das hoffe und erwarte ich, sich dem Institut nicht ganz entfremden! Sie werden von dem Kampfplatze sich künftig nicht zu weit entfernt halten, und Interessen zu verfechten haben, die nicht auf einen Boden ausgemacht werden können. Wenn Sie auch das Feuilleton besitzen, so ist das doch provinciel und mehr local, für den Rhein, als für die große und eigentliche Literatur. — Merken Ihre Feinde, daß der T. von Ihrer Hand nicht mehr abhängig ist, daß Ihnen dieser Zahn fehlt, dann könnte mancher kecker werden —; Sie wissen wie das in der Literatur zu gehen pflegt. — Das Richtige wird sein, wir behandeln diese Sache als ein Staatsgeheimniß zwischen uns solange, als es uns gutdünkt? Dann läuft Alles seinen gewohnten Gang.

Was Sie von Wille u. Heine mir sagen, ist überflüßig. Wille hat seit Michaelis den Wandsbecker Omnibus gekauft den er als W. Intelligenzblatt in erweiterter Form für eigene Rechnung fortsetzt. Das Blatt ist gut, aber damit ist er vollauf beschäftigt. — Heine finde ich fast ganz unverändert, ohne dicken Bauch u. alle die Be-

tiſen welche man über ihn in den Cours geſetzt hat. Verändert iſt er allerdings, 13 Jahre iſt er älter, ruhiger, beſonnener, männlicher u. anſpruchloſer, kurz nett u. durchaus liebenswürdig iſt er geworden. Seine Vornehmheit, welche er dem Journal-Jammer entgegenſetzte, bewährt er ganz offen. Mit den deutſchen Literaten iſt er außer aller Beziehung; für meine Bedürfniſſe kann er mir nicht dienen, überhaupt vom vielen Berathen u. Rathen — kommt Unrath und davon bin ich kein Freund. Pariſer konnte er mir wohl empfehlen, aber aus dieſer Schule will ich keinen Redacteur haben, — das führt auf Abwege!

Sie kennen meine Intention die ich bei der Uebernahme des T. Ihnen an das Herz legte. Ich wollte, er ſollte ein Nord deutſches Blatt ſein, das war meine Abſicht. Im erſten Jahre war er es, aber mehr und mehr ſtreifte er das ab. Dieſen Plan, ein Journal zu liefern, das den Norden von Deutſchl. wirklich repräſentirt, werde ich geltend zu machen ſuchen; ob mir das gelingt, iſt die Aufgabe, die ich zu löſen verſuchen muß — und der Sie Ihren Beifall geben werden. Das ich Schirges dabei nicht vergeſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt; aber aus Gefälligkeit und Höflichkeit kann ich für ihn nicht ſo viel Rückſicht nehmen, ihn prima vista die Zukunft und d. Schickſal des T. ſelbſtändig zu übergeben u. ſeinen Kräften u. Einſichten zu überlaßen; das werden u. können Sie mir nicht zumuthen, mich ſo an ihn zu binden! Ihr Schreiben vom 19. d. beantworte ich heut Abend.

*

Lieber Campe

Zum zweiten Mal war ich heute in Ihrer Buchhandlung, fand Sie aber nicht allein und komme nun mit dem was ich Ihnen mündlich etwa ſagen wollte ſchriftlich. Die Zeit drängt. Für die letzt No. des Telegr. muß eine Erklärung abgegeben werden, für die erſte des neuen Jahres ein Programm. Wer ſoll es redigiren? Ich ſtelle mich Ihnen ganz zu Dienſt, ohne mich aufdrängen zu wollen. Ich weiß

Sie sind ein ganzer Geschäftsmann, und im Geschäft müssen persönliche Rücksichten zurücktreten. Was ich aber auch meinerseits geschäftlich zu meinen Gunsten anführen kann, ist dies: ich besitze Fleiß und redlichen Willen, durch beide habe ich mir trotz tausend Hindernissen wenigstens so viel Raum in der Literatur gewonnen, daß ich bei freierem Spielraum einen Schritt nach dem anderen vorwärts thun kann. Bisher waren mir die Hände am Telegr. so gebunden, daß ich nicht konnte wie ich wollte. Lassen Sie mir die Redaction, so wird die Einseitigkeit des Lobes und Tadels ein Ende nehmen. Die Mitarbeiter, die ich sämmtlich kenne, werden bleiben; neue Kräfte gewonnen werden. Mit Vergnügen werde ich Ihren Verlag besonders im Auge halten. Die ursprüngliche Tendenz des Blattes wird durch mich nicht zu Grunde gehn. Bei einer innigern Betheiligung kann ich nur in der Ehre des Tel. auch meine Ehre finden.

Wollen Sie mich also zum Redacteur, so werde ich Ihr Vertrauen zu rechtfertigen wissen. Die Telegraphenfrage ist auch für mich eine halbe Lebensfrage, darum wünsche ich doppelt eine schnelle Entscheidung. Die Sache ist Ihnen unangenehm, aber sie drängt.

Ganz der Ihre
Georg Schirges.

den 30. 11. 43.

Zu Wütschkes Hebbel-Bibliographie einige kleinere Nachträge:

„Der Jude an den Christen". Außer in der „Wiener Zeitschrift" 1848, Nr. 78 erschien das Gedicht im „Österreichischen Courier" (Wien, 1848, Nr. 254, Seite 1022).

„Der Mensch und die Erde". Wichtig über den in der „Presse" erschienenen Erstdruck sind Helferts Ausführungen in seinem Buche „Der Wiener Parnaß im Jahre 1848" (Wien, 1882) Seiten XLVI und LXXX.

Über die 1848 in der „Wiener Zeitschrift" erschienenen Epigramme vgl. Helfert a. a. O. Seite XLII.

Ein wertvoller Aufsatz (mit Porträt) über Hebbel findet sich 1847 in der Prager Zeitschrift „Erinnerungen" (Seite 367). Verfasser: B. Wehle.

Eine Hebbel betreffende Notiz, die meines Wissens anderweitig keine Bestätigung erfährt, steht in den „Kritischen Blättern für Literatur und Kunst". Unter Mitwirkung von Schmidt-Weißenfels herausgegeben und redigiert von J. L. Kober (Prag und Leipzig 1857). Oktober bis Dezember, Seite 252:

„Auch Friedrich Hebbel beabsichtigt die Herausgabe einer literarischen Zeitschrift, die sich auch mit Kritik befassen soll; ja, man spricht sogar von der Vorbereitung einer ähnlichen Unternehmung, wie die der Revue des deux Mondes ist."

Regiſter

Alexis, Willibald 37
Arnold, Buchhändler 60
Aſſing, Ludmilla 94

Bachmann, J. A. 74
Balzac, Honoré de 29
Bamberg, Felix 31, 32, 39, 40, 44, 64, 83, 159, 160
Bauernfeld, Eduard v. 137
Bauernſchmid, K. Ed. 159
Becher, Julius Alfred 159
Beck, Karl 34
Berger, Johann Nepomuk 88, 90, 92, 159
Bieder, Theobald 30, 40, 105, 117.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 37
Bodenſtedt, Friedrich 75
Böhringer, J. F. 156
Börne, Ludwig 18, 66, 91
Börner, C. G. 141
Braunau, Franz von ſ. Fritſch
Brockhaus, F. 58
Brunner, Sebaſtian 67, 71
Buſchmann, G. Freiherr von 88
Byron, Lord 131

Campe, Julius jun. 55
Campe, Julius ſen. 9, 15—22, 27 bis 33, 40—43, 47—49, 52 bis 73, 76—96, 99, 104, 105, 116, 117, 120, 131, 170, 171, 173, 174
Campe (Nürnberg) 38
Caniß 69
Caſtelli, J. F. 137
Chriſtian VIII. von Dänemark 37, 95
Cotta, J. G. 19, 31, 64, 65, 68, 72
Crelinger, Auguſte ſ. Stich-Crelinger
Crelinger, Otto 26

Detmold, Johann Hermann 170
Deutſch, S. 159
Dingelſtedt, Franz 16, 64, 73, 83, 172
Dirnböck, Jakob 120
Doll, Anton 40, 57, 78
Droſte-Hülshoff, Annette 131

Ebersberg, J. S. 150, 159
Ebert, Karl Egon 50
Eckermann, Johann Peter 58
Eckhardt, Michael Joſef Euſtach (falſch: Ludwig und Clodwig) 164 bis 167
Eggers, Dr. 79
Eitelberger von Edelberg, Rudolf 80, 87
Engländer, Siegmund 41, 44, 45, 50, 52, 88, 91, 150, 151, 157, 164

Falke, Oskar 53
Felber, H. 159
Ferdinand, Kaiser v. Österreich 159, 161, 163
Fiquelmont, Graf 136
Foglar, Ludwig 134
Franck, Gustav v. 159
Franckel, Hermann 159
Frankl, Bruno N. v. 15, 119
Frankl, Ludwig August 15, 49, 50, 67, 88, 119, 129—138
Franz Josef I. von Österreich 122, 123
Frenzel, Karl 134
Fritsch, Franz Xaver 132, 133

Gärtner, Wilhelm 71
Gerold, Karl 60
Gervinus, Georg 81, 130, 131
Glaser, Julius 88, 89, 94
Goethe, J. W. 13, 67, 136
Grillparzer, Franz 68, 133, 135 bis 138
Gritzner, M. E. 88
Groß-Hoffinger, Dr. 49
Grün, Anastasius 131
Grund, Leopold 124
Gurlitt, Ludwig 40, 41, 51, 52
Gutzkow, Karl 15, 19, 27, 28, 33 bis 35, 37, 42, 48, 74, 76, 80, 134, 168, 170, 171

Halm, Friedrich 35, 50, 60, 135, 137
Hamann, Johann Georg 130
Hammer, Julius 33, 72
Hammer-Purgstall, Josef 130
Hauptmann, Gerhard 27
Haydn, Josef 136
Hebbel, Christine geb. Engehausen 40, 45, 46, 51, 52, 68, 70, 73, 89, 93, 131, 151, 156, 166
Hebbel, Christine jun. 66, 69, 83
Hebbel, Johann 81, 82, 83
Hedde, Theodor 72
Hegel, G. W. Fr. 147
Heine, Heinrich 18, 19, 22, 33, 66, 75, 90, 91, 94, 105, 170, 172, 173
Heinse, Wilhelm 90, 92
Helfert, Al. Freiherr von 175
Hertz, Wilhelm 83, 86
Hoffmann und Campe 164—166
Holberg, Ludwig 75
Holtzmann, Adolf 62, 63
Holtzmann, Georg 62
Horn, Franz 172
Hüttner, Buchhändler 40, 56, 57, 60, 78

Janinski, Eduard 85

Kaiser, E. 139
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 83, 86
Karpeles, Gustav 19
Kertbeny, E. M. 75
Kisch, Paul 10
Kisting, Schauspieler 22, 26
Klang, Ignaz 160
Klein, J. L. 26, 37
Kleist, Heinrich von 41
Knebel, Karl Ludwig von 75

Kober, J. L. 175
Kolatschek, Adolf 87, 134
Kotzebue, A. v. 53
Kralik, D. v. 63
Kühne, F. G. 15, 63
Kürnberger, Ferdinand 129
Kuh, Emil 15, 64, 67, 72, 75, 80, 83, 84, 88, 89, 119, 130, 133, 134

Laciſz, A. B. 16
Lafayette, Marie Joſeph Marquis de 160, 162
La Roche, Karl 152
Landau, H. J. 129, 138
Laſſalle, Ferdinand 93
Laube, Heinrich 42, 67, 68, 70, 135, 136, 140, 141
Lemmermeyer, Fritz 63
Lenau, Nikolaus 65, 133
Lenſing, Eliſe 16, 19, 20, 31, 32, 40, 42, 45, 46, 55, 73, 94, 105
Leſſing, Gotthold Ephraim 145
Liepmannsſohn, Leo 73
Lotz, Georg 168
Löwe, Ludwig 151, 156
Lyſer, J. P. 17, 41, 49

Mahlmann, Auguſt 90
Mautner, Eduard 159
Meſſenhauſer, C. W. 159
Metternich, Fürſt 49
Mettler, Rudolf 33
Meyer, Johann 84
Meyer, Martin 75
Mörike, Eduard 72
Moſenthal, Hermann 75
Müllner, Adolf 66
Mundt, Theodor 124
Muth, v., Polizeidirektor 164—166

Nietzſche, Friedrich 14
Nordmann, Johannes 129, 159

Oehlenſchläger, Adam 22, 96
Oſterlamm, Karl 79

Palleske, Emil 29
Paoli, Betty 131, 132
Peißner, Profeſſor 84
Pichler, Adolf 80, 133
Prechtler, Otto 50, 74, 142
Prutz, Robert 75

Raphael 107
Raudnitz, Leopold 157
Raumer, Friedrich v. 22
Raupach, Ernſt 27
Richter, J. F. 139
Riedel, Joſef Gottfried R. v. 69
Rötſcher, Heinrich Theodor 44
Rouſſeau, Charlotte 13, 29, 32, 40, 41, 73
Rouſſeau, Emil 38, 73
Rouſſeau, Regierungsrat 38, 40, 73, 78, 82
Ruge, Arnold 75

Saphir, Moriz 42, 124
Sauer, Auguſt 58, 133
Schiller, Friedrich 133
Schirges, Georg 28, 33, 48, 52, 55, 56, 58, 61, 170—174

Schmidt, Elise 131
Schmidt-Weißenfels, Eduard 175
Schoppe, Amalie 15, 17, 48, 55, 61, 84, 85, 87
Schröder, Sophie 152
Schulze-Delitzsch, Hermann 93
Schumacher, Andreas 49, 53, 54, 61
Schuselka, Franz 58, 61
Schweitzer, Leopold 140
Sedlnitzky, Graf 49, 164—167
Serre, Major 83, 86
Shakespeare, William 75, 112, 136, 152
Stein, Professor 79
Stettenheim, Julius 139, 140
Stich-Crelinger, Auguste 15, 22, 23, 25—27, 31, 35—37, 61
Strauß-Wohl, Jeanette 66
Strodtmann, Adolf 19, 90, 92

Tauchnitz, B. 169
Tausenau, Karl 159
Tendler und Scheffer 57, 58
Thorwaldsen, Bertel (Albert) 27, 32, 33, 103, 105
Tizian 136
Töpfer, Karl 27
Tuvora, Josef 159

Uechtritz, F. v. 80, 83, 130

Varnhagen v. Ense, August 94
Behse, Eduard 93
Vierweg, Buchhändler 66
Violand, Ernst von 159
Vischer, Friedrich Theodor 44
Vogl, J. N. 120, 122
Volckmar, Fr. 58, 90, 92
Voß, Kirchspielschreiber 40
Voß, Johann Heinrich 67

Wagner, Johann 159
Waldmüller, Robert 133
Weber, J. J. 50, 64, 68, 72, 91
Wehle, B. 175
Werner, Karl 68
Werner, R. M. 80, 104, 106, 108, 116, 119, 120, 122, 124
Westermann, George 80
Wienbarg, Ludolf 16, 33, 34, 55
Wille, François 33, 34, 80, 117, 172
Wintersteiner, Schauspielerin 152
Wittgenstein, Prinzessin 86
Wohl, Fedor 28
Wütschke, H. 10, 124, 174

Zedlitz, Josef Christian Freiherr von 137

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.

Soeben erſcheinen:

CASANOVAS ERINNERUNGEN

WOHLFEILE AUSGABE

in ſechs Bänden. **Einzige vollſtändige deutſche Ausgabe** nach der „Edition originale", durch inzwiſchen aufgefundene weitere Kapitel vermehrt, ins Deutſche übertragen von

HEINRICH CONRAD

mit einer Einleitung von Friedrich Freksa

Der über alles Erwarten große Erfolg der Heinrich Conradſchen Caſanova-Überſetzung, deren glänzende Qualitäten allgemeine Anerkennung gefunden haben, vor allem aber der von vielen Seiten geäußerte Wunſch, ermutigen den unterzeichneten Verlag, nachdem die koſtſpielige Liebhaberausgabe faſt vergriffen iſt, eine wohlfeile Ausgabe zu veranſtalten.

Sorgfältig revidiert und vielfach verbeſſert bringt ſie in einer ſchönen klaren Fraktur gedruckt, in ſechs handlichen Bänden von je 600 Seiten, Caſanovas Erinnerungen

ohne jede Kürzung,

doch unter Verzicht auf die für die Erläuterung des Textes nicht unbedingt nötigen hiſtoriſch-kritiſchen Anmerkungen und die Bildbeigaben der Subſkriptionsausgabe, ſo daß einerſeits der Wert der erſteren nicht beeinträchtigt, andrerſeits die zweite nicht unnötig belaſtet wird. Auch dieſe Ausgabe iſt noch um ein Sechſtel umfangreicher als alle andern bisherigen Ausgaben.

Denjenigen Bücherfreunden, die nicht in der Lage oder Laune waren, für die Liebhaberausgabe eine größere Summe zu opfern, gibt der Verlag hiemit Gelegenheit, dieſes

Standardwerk der Welt- und Menſchenkenntnis

in einer einwandfreien Form zu einem ſo niedrig wie möglich kalkulierten Preiſe zu erwerben.

Einen beſonderen Schmuck für jeden der ſechs Bände wird ein von Profeſſor Peter Halm in München gezeichneter und mit je einem Porträt gezierter Doppeltitel bilden.

Um die Berechtigung dieser neuen Ausgabe, speziell in der Conradschen Fassung, die zudem die bisher einzige vollständige ist, zu erweisen, genügt es, einige Äußerungen der Presse über diesen Gegenstand anzuführen:

„Es ist eines der wunderbarsten Bücher, die nicht durch das Alter leiden. Ihre Erotik ist nicht verblaßt, ihre Pikanterie nicht unmodern geworden, ihre realistische Weisheit frisch und klar wie am Tage, da sie entstanden. Wie oft hat man diese Memoiren in diesen hundert Jahren neugedruckt,

aber die eine Ausgabe verfälschte die andere,

und es ist mit Dank zu begrüßen, daß der Münchener Verlag Georg Müller, der den Bibliophilen schon eine Reihe prächtiger Neudrucke geschenkt hat, nun einen kompletten Casanova . . . herausgibt. Der Casanova hat es verdient. Es gibt keine amüsantere Lektüre als seine Memoiren, und wir möchten sagen: keine lehrreichere . . . Das ist das blendendste Bühnenstück, der spannendste Roman, mit immer bunteren Szenen, immer wachsenden Überraschungen."

(Neues Pester Journal.)

„Angesichts der Tatsache, daß die deutschen Ausgaben von Schütz und Buhl nicht mehr häufig sind, vor allem aber, wie auch Ottmann bemerkt,

„hinsichtlich ihrer Redaktion außerordentlich viel zu wünschen übrig lassen",

konnte sich eine neue Übersetzung der Memoiren lohnen . . . Heinrich Conrad zeichnet als Übersetzer, der sich schon mannigfach als ungemein geschickter Verdeutscher ausländischer Erotika, die zur Weltliteratur gehören, erprobt hat . . . Auch in den Erinnerungen Casanovas zeigt sich Conrad als tüchtiger Übersetzer. Seine Übersetzung liest sich recht flott, und vor allem ist sie die einzige, die wenigstens einigermaßen authentisch ist . . . . Der Abenteurer, der in unerschöpflichem Lebensdrang alle Genüsse des Lebens auszukosten suchte, tritt zurück hinter dem Historiker und Sittenschilderer, der uns mit köstlicher Frische und oft genug dramatischer Verve, mit staunenswerter Unbefangenheit und feiner Feder ein Bild des 18. Jahrhunderts entwirft. „So veredelt sich ein Lebensroman," schreibt Barthold, „nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder, zu einem Werke der ernsten Klio, dergleichen die neuere Literatur kein anderes aufzuweisen hat.

Casanovas Memoiren sind das vollendetste, ausführlichste Gemälde,

nicht allein der sittlichen und Gesellschaftszustände des Jahrhunderts, das der französischen Staatsumwälzung voranging, sondern auch der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellsten Zweigen, der Kirche,

Bücherzettel

An die Buchhandlung

.....

.....

.....

.....

Ich bestelle hiemit aus Georg Müller Verlag, München

Casanovas Erinnerungen

.....	Wohlfeile Ausgabe in 6 Bänden, geh.	. . .	à M. 5.—
.....	" " geb. in Leinen	. . . . .	à M. 6.—
.....	" " geb. in Halbleder	. . . .	à M. 8.—

Ort und Datum: Name:

der Denkweise der Nationen, der Vorurteile der Stände: der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters."

(Fedor v. Zobeltitz in den Hamburger Nachrichten.)

„Über die Berechtigung einer solchen (neuen deutschen Ausgabe) wird man nicht streiten können. Wilhelm v. Schützens Verdeutschung ... läßt unendlich viel zu wünschen übrig, enthält auch zahlreiche Auslassungen. Nicht viel besser ist die Buhlsche Übersetzung nach der inzwischen erschienenen französischen Originalausgabe .... Conrad geht den Derbheiten des Originals nicht aus dem Wege oder taucht sie zugunsten der höheren Töchter in eine Brühe von Süßlichkeit wie Schütz; aber in der Gesamtheit der überaus flotten Übersetzung, die alle Finessen, alle Liebenswürdigkeiten und auch die ganze Ungezogenheit des Originals prächtig wiedergibt, können sie nur den stören, der Casanova überhaupt auf den Index setzen möchte. Und der braucht ihn ja nicht zu lesen." (Zeitschrift für Bücherfreunde.)

„Für den, der Welt- und Menschenkenntnis erlangen will und die Sitten jener Zeit kennen zu lernen wünscht, gibt es

kein wichtigeres Werk als die Memoiren Casanovas.

Denn dieser geniale Spieler macht ganz Europa zu seinem Schauplatz, und von Konstantinopel bis Madrid, von Petersburg bis Neapel gibt es keine größere Stadt, in der er nicht in den höchsten und niedrigsten Kreisen eine Rolle gespielt hätte .... Casanova vermochte vielleicht die Könige zu verblüffen, aber um sich in den Zirkeln Crébillons, Voltaires, Hallers nicht nur mit Würde behaupten, sondern auch die Hochachtung aller erwerben zu können, dazu gehörte mehr als eine blendende Abenteurernatur. Man sieht ihn im Gespräch mit diesen bevorzugten Geistern als einen originellen, geistvollen, spöttischen, kenntnisreichen, gefühlvollen Menschen von edlem Wesen, als einen tüchtigen Gelehrten, als einen selbständigen Denker — denn obgleich er ein Wüstling war, wußte er doch vortreffliche Dinge zu sagen —, als eine geniale Persönlichkeit, begabt mit einem erstaunlichen Gedächtnis. Ich sage nichts zum Lobe seines Geistes oder schriftstellerischen Talentes, noch rühme ich seinen philosophischen Verstand oder seinen Reichtum an Erfahrungen, denn das alles wird man in seinen Memoiren reichlich finden, die von Aphorismen durchsetzt sind wie ein schmackhafter Kuchen von Rosinen; Aphorismen, würdig eines La Rochefoucauld ....

Nach der Lektüre dieser Erinnerungen hat man den Eindruck, daß Casanova geschaffen war, auf Schlachtfeldern zu leben oder die Politik eines Landes zu lenken oder endlich die Welt um hohe Gedanken zu bereichern. Denn es geht ein großer Zug durch sein Leben."

(J. E. Poritzky im Zeitgeist.)

„Seit langer Zeit hat mich nichts in solchem Maße entzückt und erschüttert zugleich wie dieses Buch, das ich soeben aus der Hand lege.

Die Erinnerungen des Giacomo Casanova. Letzter Band. In diesem Band altert Casanova. Ganz plötzlich kommt das und wirkt erschütternd. Er hat schon in den zwei Bänden vorher manchmal davon gesprochen, hat kleine Anspielungen gemacht, daß nicht alles so mühelos und so rosig sei wie einst. Aber noch rauscht der Strom des Daseins um ihn her, noch braust er selbst wie ein Sturmwind durch die Welt, noch erzittern die Frauen unter der Glut seiner Augen, noch beben sie unter dem Feuer seiner Worte, vergehen in den Flammen seiner Küsse. Noch treten die kleinen, stümperhaften Genießer respektvoll zur Seite, wenn Casanova auftritt. Jetzt aber altert er . . . . . .

. . . Nur wenige von all den Büchern, die ich in den letzten Jahren gelesen, nur wenige von all den vielen Dramen, die ich in der letzten Zeit auf dem Theater gesehen, haben die Fülle des Daseins so farbig vor mir ausgebreitet, haben das menschliche Herz so vollkommen vor meinen Blicken entschleiert; und nur wenige haben mich so tief die Dämonie des Schicksals fühlen lassen, wie die Erinnerungen von Giacomo Casanova, letzter Band."

(Karl Albrecht in der Neuen Rundschau.)

„Als ein Buch, das für des Gebildeten Leben nützen kann, möchte ich Casanovas Memoiren bezeichnen . . . . Es wäre nicht nötig, wenn unser Leben nicht so abstrakt geworden wäre; aber da wir nun einmal so existieren, wie es unsere Zeit will, so sollte jeder, und besonders jeder Künstler, dieses Buch mit der höchsten Freude aufnehmen: es gibt wirkliches Leben und erzählt Dinge, welche die wenigsten von uns sonst erfahren würden. Allerdings sollte man es nur in die Hände ganz reifer Menschen geben: wie das freie Leben selbst ist es für den Unreifen gefährlich, der nicht das Gesetz in der Brust trägt, nach welchem er sein Leben führt: und noch ist ja aus den früheren Zeiten her in uns der Instinkt nicht ganz erloschen, daß jedes Buch etwas Imperativisches hat, daß es mehr enthält wie die Wirklichkeit."

(Paul Ernst in den Propyläen.)

Diese gewiß nicht leicht wiegenden Stimmen aus einer großen Anzahl ließen es dem unterzeichneten Verlage unbedenklich erscheinen, Casanovas Erinnerungen in einer wohlfeilen Ausgabe zu popularisieren und er wird sich's angelegen sein lassen, in der Ausstattung das Beste zu leisten, was bei diesem Preise möglich ist Einband nach Entwurf von Paul Renner. Der Preis des gehefteten Bandes ist M. 5.—, in Leinen gebunden M. 6.—, in Halbleder gebunden M. 8.—

München, Mitte Januar 1911 Georg Müller Verlag.

MOLIÈRES SÄMTLICHE WERKE

IN SECHS BÄNDEN

übersetzt von

MARGARETE BEUTLER / HEINRICH CONRAD / FRIEDRICH-FREKSA / FRANZ KAIBEL / REINHARD KOESTER UND EUGEN NERESHEIMER

herausgegeben von

EUGEN NERESHEIMER

beginnen soeben bei

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

zu erscheinen.

„Molière ist so gross, dass man immer von neuem erstaunt, wenn man ihn liest. Er ist ein Mann für sich, seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv, und niemand hat den Mut, es ihm nachzutun. Ich lese von Molière alle Jahre einige Stücke, so wie ich von Zeit zu Zeit Kupfer nach italienischen Meistern betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Grösse solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns aufzufrischen.“ GOETHE.

Es wird keiner Erklärung bedürfen, wenn ich nach mehr als zweijähriger Vorbereitung es unternehme, dem deutschen Publikum die erste Gesamtausgabe der Werke des von Goethe mit solchen Worten gefeierten Dichters, des ersten Dramatikers der französischen, eines der grossartigsten Menschendarsteller der Weltliteratur überhaupt, zu bieten. Zwar mangelt es uns nicht an Übersetzungen verschiedener Meisterwerke Molières, und es befinden sich auch sehr gute darunter; eine Gesamtausgabe fehlt bisher vollständig. Und doch hat ein so grosser Künstler, dessen gewaltiger Einfluss auf das gesamte dramatische Schaffen aller europäischen Kulturvölker im 18. und 19. Jahrhundert unverkennbar ist, gewiss Anspruch darauf, dass sein ganzes Werk unserm Schrifttum einverleibt werde. Um so mehr, als seine Stücke auch eminentes kulturgeschichtliches Interesse bieten.

Unsere Ausgabe soll daher sämtliche Werke Molières, in chronologischer Anordnung, ungekürzt bringen. Es wurde Wert darauf gelegt, bei den Versdramen die Versmasse des Originals so weit wie irgend möglich beizubehalten, das ist, so weit eben der Charakter der deutschen Sprache und ihre Reimarmut dies gestatten. Vielleicht gelingt es mir, durch diese Ausgabe das alte Vorurteil zu erschüttern, dass der Alexandriner eine für uns Deutsche unbrauchbare Versart sei. Das Werk soll in sechs Bänden zu je ca. 400 bis 450 Seiten erscheinen. Im Mai 1911 wird der fünfte Band vorliegen, die übrigen Bände, deren erster auch eine umfassende Biographie des Dichters aus

Bücherzettel

An die Buchhandlung

.....

.....

.....

.....

Ich bestelle hiermit aus Georg Müller Verlag, München

Molières Sämtliche Werke in 6 Bänden

..... geheftet . . . . . à M. 5.—

..... geb. in Halbleder . . . . . à M. 8.—

..... Luxusausgabe, geb. in Ganzleder . . . . à M. 24.—

Ort und Datum: Name:

....

berufener Feder enthalten wird, werden in kurzen Zwischenräumen folgen, Die Namen der umseitig genannten Dichter verbürgen die Güte der Übersetzung. Die einzelnen Bände werden folgendes enthalten:

ERSTER BAND: La jalousie du Barbouillé; Le médecin volant; L'étourdi; Le dépit amoureux; Les précieuses ridicules; Le cocu imaginaire.

ZWEITER BAND: Don Garcie de Navarre; L'école des maris; Les fâcheux; L'école des femmes; La critique de l'école des femmes; L'impromptu de Versailles.

DRITTER BAND: La princesse d'Elide; Le mariage forcé; Le Tartuffe; Don Juan; L'amour médecin.

VIERTER BAND: Le misanthrope; Le médecin malgré lui; Mélicerte; Le pastorale comique; Le Sicilien; Amphitryon; George Dandin.

FÜNFTER BAND: L'avare; M. de Pourceaugnac; Les amants magnifiques; Le bourgeois gentilhomme.

SECHSTER BAND: Psyche; Les fourberies de Scapin; La comtesse d'Escarbagnas; Les femmes savantes; Le malade imaginaire; Poésies diverses.

Das Werk erscheint in einem schönen handlichen Oktavformat. Der Druck erfolgt in einer eigens für diese Ausgabe mit den echten Matern der alten Didot-Antiqua gegossenen Type. Beigegeben werden sorgfältig reproduzierte zeitgenössische Kupfer.

Der Preis des gehefteten Bandes von ca. 25 Bogen beträgt M. 5.—, des in Halbleder gebundenen M. 8.—. Eine

Luxusausgabe wird in 150 Exemplaren auf echtem holländischen Bütten hergestellt und mit der Hand in Glanzleder gebunden. Der Preis eines solchen Bandes beträgt M. 24.—.

MÜNCHEN, XXXI GEORG MÜLLER VERLAG

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

165787

LG.
H443a

Author Hebbel, Christian Friedrich

Title Aus Korrespondenz.